Dichtungen

John Henry Mackay

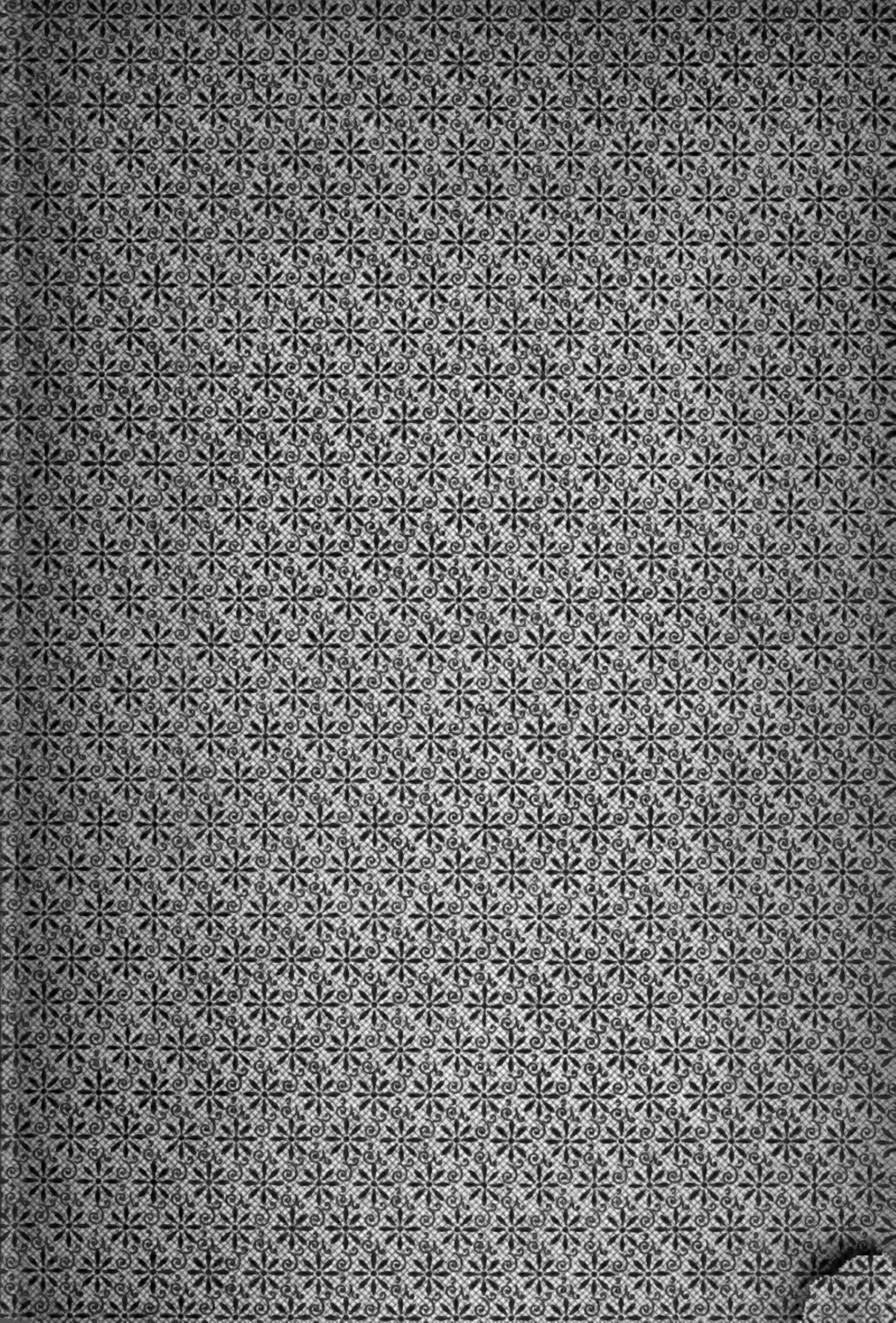
3471
.5

Library of
Princeton University.

Dei Sub Numine Viget

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



Dichtungen

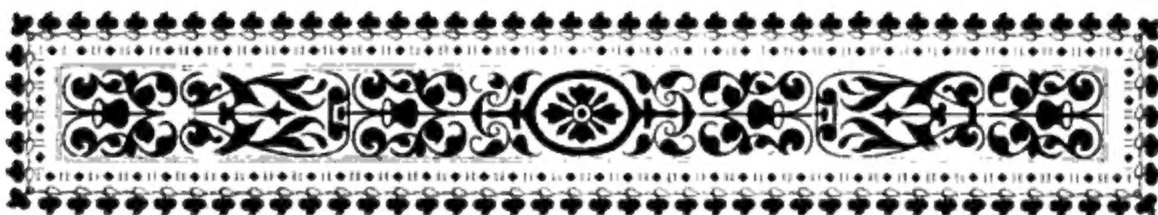
von

John Henry Mackay

München und Leipzig
Verlag von Otto Heinrichs
1886

Nur das ist ein Kunstwerk, in dem sich die ganze Liebe des Künstlers ausspricht.

Anselm Feuerbach.



Wenn an dem ernsten Blicke die Jahre,
Die letztvergang'nen vorüberziehn,
Und aus dem Inhalt das Falsche und Wahre
Zu scheiden er sucht in herbem Bemühn —

Dann fühle ich erst, wie viel ich verloren!
Und selbst das Gewonnene scheint mir beengt,
Als hätte die Stunde, die mich geboren,
Mich auch in unlösliche Fesseln gezwängt.

Wohl habe aus mancher ich los mich gerungen,
Und ging auf den Wegen, die selbst ich mir wies,
Doch Bande gibt es, so künstlich geschlungen,
Daß keine Kraft je uns lösen sie ließ!

— — — — — — —

So war es nur ein gigantisches Ringen,
Ein rastloser Kampf mit dem kleinlichen Tag,
In dem von des Geistes flatternden Schwingen
So manche die Spannkraft verlor und zerbrach.

So war's nur von Tag zu Tag ein Verkümmern
Das nach und nach die Verbitterung gebar,
Mein bestes Wollen sank hin in Trümmern,
Doch was ich gerettet — ich biete es dar! —

— — — — — — —

Ja, hätte das Schicksal in andere Kreise
Die strebenden Kräfte der Jugend gestellt,
Fürwahr! — ich hätte mir freiere Gleise
Zum Fluge gesucht durch die Weiten der Welt!

— Doch schweige! wozu ein verzweifelndes Klagen
Ist doch unser Leben und Sterben nur Wahn,
Und wer ist glücklich? — und wer darf sagen: —
Du hast deinem Können genug gethan?!

— — — — — — —

Von Gestern und Heute.

Aus meinem Skizzenbuch.

Lyrika sind Tagebücher in aphoristischer Form, Hieroglyphen für unendliche Begriffe.

Karl Bleibtreu.

I.

Baden-Baden, Herbst 1882.

Den Berg bin ich hinaufgestiegen.
  Des Schlosses Trümmer seh ich nun
Im Abendscheine vor mir liegen . . .
  Ich werfe hin mich, um zu ruhn.

Bei ihrem Anblick muß ich trauern,
  Und es ergreifet Wehmuth mich,
Um die einst herrlich-stolzen Mauern
  Schlingt nun des Epheus Ranke sich.

Dem Zahn der Zeit hat Trotz geboten
  Allein des Schlosses starker Thurm,
Wie wild Gefahren ihm auch drohten,
  Er trotzte mächtig jedem Sturm.

Wie so die Trümmer ich beschaue,
  Ist mir's, als zögen aus dem Thor,
— Kaum, daß ich meinen Augen traue!
  Die alten Helden jetzt hervor.

Zum Kampfe scheinen sie zu reiten,
  So sind sie stark und wohlbewehrt,
Es greift zu todesmuthigem Streiten
  Voll Ungeduld die Hand an's Schwert.

Und aus den hohen Fensterbogen
  Seh ich der Frauen Tücher wehn,
Im Winde ihre Haare wogen,
  In ihren Augen Thränen stehn.

— — Da tönet aus dem tiefen Thale
  Der Glocken Klingen feierlich
Zu mir herauf: mit einem Male
  Schreckt es aus meinem Sinnen mich.

Ich wende mich um fortzugehen,
  Doch schaue einmal ich noch um, —
Im Gold der Sonne machtvoll stehen
  Die alten Trümmer wehmuthstumm.

II.

Ich sah dich einstens in nächtlicher Stunde
An einem Grabe, von Kummer gebeugt,
Kein Wort entfloh dem geschlossenen Munde
Nur in den Augen erglänzte es feucht.

Du schmücktest mit frischem, duftigem Kranze
Das Grab des Geliebten, der alles dir war,
Ich sehe dich noch, wie mit flimmerndem Glanze
Der Mond überstrahlte dein dunkeles Haar.

Nicht durftest der Welt deine Trauer du zeigen,
Wie heiß auch dein Herz in Liebe geflammt,
Du bargst sie vor Allen, — so blieb sie dein eigen,
Sonst wäre von allen sie herzlos verdammt.

Nicht dürfen am Tag bei dem Grab sie dich sehen,
Es flüchtet dein Schmerz sich zur schweigenden Nacht:
— So sah ich dich einstens am Grabe dort stehen,
Ich störte dich nicht, und entfernte mich sacht.

III.

So still . . . kein Laut in weiter Runde!
Es ist, als ob zu dieser Stunde
In tiefem Schlafe liegt die Welt,
Und selbst das Wort in deinem Munde
Das Schweigen rings zurücke hält.

Und doch! — laß Deine Sinne lauschen,
So hörst geheimnißvoll du rauschen
Durch die Natur das Leben hin,
Dann hörst du Wort um Wort sie tauschen,
Doch ahnst du schauernd nur den Sinn.

Und in Dir selbst muß alles schweigen.
Dein Sein muß demuthvoll sich neigen,
Dem Zeitlichen mußt Du entfliehn —
Dann wirst du sein ein Glied im Reigen
Der Geister, die das All durchziehn! —

IV.

Du schreitest in erhabenen Höhen,
Und kein Gemeines naht sich dir.
Still wandelst du die sichern Bahnen,
Es flattern dir voran die Fahnen
Des Siegs — indessen wir hier stehen
In Armuth, ohne jede Zier!

Wenn je dein Blick herniederfiele
Auf unsern armen Erdenzug,
Das Mitleid würde dich durchbeben,
Vergessen würdest du dein Streben,
Und hemmen würdest vor dem Ziele
Sekundenlang du deinen Flug.

Und wenn den Blick du niedersenktest
In göttlicher, uns fremder Huld,
Wir stünden da, von Glück durchzittert,
Und dennoch namenlos erbittert,
Weil jeder Blick, den du uns schenktest
Uns unser Heil nahm: die Geduld!

V.

Stuttgart, Frühjahr 1883.

Mein alter Wald, wie deine Farben
So zaubrisch heute auf mich wirken,
Wenn in das dunkle Grün der Tannen
Sich webt das frische Laub der Birken!

Wie aus dem fahlen Laub des Herbstes
Allüberall die Blüthen sprossen,
Und wie der Duft aus Kelchen strömet,
Die kaum der Frühlingswind erschlossen!

Und dankbar zieht mir's durch die Seele,
Daß du, mein Freund und mein Gefährte,
Es warst, der einst den wilden Knaben
Sein erstes Liedchen singen lehrte . . .

VI.

Amalie Joachim, 1883.

Singe! Singe! — Du singst meine Seele
  In einen süßen, berückenden Traum.
Meine Gefühle, die sonst ich verhehle,
  Liegen jetzt offen — ich ahne es kaum.

Singe! Singe! — Denn mit deinen Tönen
  Weckst du im Herzen mir schauernde Lust,
Und ein Abglanz des ewigen Schönen
  Bebt durch die leise nur athmende Brust.

Singe! Singe! — Wie heimatlich Grüßen,
  Aus jener Zeit, die lange schon schied,
Dringen ins Ohr mir die Töne, die süßen,
  Dringt in die Seele tief mir dein Lied!.

VII.

Kiel, im Sommer 1884.

Ueber die klare Fläche der Fluth
Zitternde Sonnenstrahlen irren.
Sorglos spielend im Uebermuth
Schmetterlinge, goldglänzende, schwirren.

Und die Stille ringsum . . . kein Laut
Störet den sommerlichen Frieden.
Schließe das Auge — wohin es schaut
Sieht es doch alles im Traume liegen.

Schlafe auch du! — Was besseres kannst
Du in dieser Stille beginnen,
Was du erlebtest und was du ersannst
Wirst in Nichts du fühlen zerrinnen.

Träume! — — Glaube mir, nur zu bald
Wirst du zum Leben wieder erwachen.
Jetzt bist du groß, dein alle Gewalt —
Bald wieder einer der Kleinen und Schwachen!

VIII.

Das Lied, das in geweihter Stunde
In deinem Innersten ersteht,
Ist mehr, als leerer Worte Schallen
Mir ein Gebet!

Der Wunsch, der, wenn du mich erblickest
Durch deine Seele schauernd weht
Ist mehr, als Knien vor'm Altare
Mir ein Gebet!

Der Schauer, der durch deine Glieder
Beim Anblick Menschenelends geht,
Ist mehr, als Furcht vor Gottes Zorne
Mir ein Gebet!

Die Thräne, die in deinem Auge
Das meine liebend kaum erspäht,
Ist mehr als laute Schmerzensklage
Mir ein Gebet!

IX.

Ich trete leise ein in das Gemach,
In welchem lange Jahre er gelebet.
Hier ist verklungen seines Herzens Schlag,
Hier hat er heiß gekämpfet und gestrebet:
— Ein leiser Duft sich noch um Alles webet.

Ich trete an den Schreibtisch. Hier das Blatt,
Es liegt noch unberührt, wie er's beschrieben
Mit seinen klaren, festen Zügen hat
In seiner letzten Stunde für die Lieben.
Mir ist es als Erinnerung verblieben.

O ginge etwas von dem hohen Geist,
Der hier gewaltet, auch auf mich doch über
Des Geistes, der zu Licht und Wahrheit weist.
. . . Ist mir es nicht, als zög' er jetzt vorüber,
Und trüge einen Gruß zu mir herüber?

X.

Horch, wie die Drossel singt im Wald!
Wie durch das ruhevolle Schweigen
Der süße Ton herüberschallt! . . .
Scheint sich der Wald nicht selbst zu neigen
Den selig-klaren Tönen zu?

Da schweigen sie . . . und jetzt beginnt
Im Wald ein leises Blätterrauschen,
Und doch regt sich ringsum kein Wind.
So herbstlich klingt es! — Wenn wir lauschen
Vernehmen wohl wir, was es raunt.

— — Vernahmest du's? — Es hat geklagt,
Daß Alles, Alles dann soll scheiden,
Wenn morgenfrisch es kaum getagt,
Daß Alles Untergang soll leiden,
Dann, wenn der Gipfelpunkt erreicht! . . .

XI.

Auf dem Meer, August 1884.

Zerissene Wolken hangen,
Gleich losgerissenen Fetzen
Dunklen Gewandes
Am blaugrauen Himmel.
Nur hier und dort ein Stern,
Funkelnd und leuchtend
In einsamer Pracht . . .
Und du, den das Schiff
Durch das nur leise athmende Meer
Sicher dahinträgt,
Der stolze Bau —
Starrst in die stahlblaue Fluth,
Kannst den versinkenden Blick
Nicht wenden von den weißen Kämmen
Der Wogen, die der Bug
Aufwühlt und theilt! — —
– Meerleuchten! Du hörtest das Wort,
Seltsam klang dir's und räthselhaft.
Jetzt — darfst du es schauen. . .
Jeder Tropfen flüssiges Silber,
Silbern der weiße Schaum,
Glanzvoll und blendend,
Glitzernd und sprühend,
Bis er zerrinnt . . .
Und du hebst das Auge:
Nun kein Stern mehr,
Dunkel alles!
Kannst du mir sagen,
Wohin sie schwanden?
Kannst du mir sagen,
Wo sie sich scheiden,
Das schwarze Meer und die schwarze Nacht?

Kein Horizont —
Dunkel ringsum! . . .
Aber dort oben,
Sieh' — den Mond!
Nicht silbern und mild,
Eine glühende Scheibe,
Rothgold und feurig
So steigt er herauf.
Halb noch decken ihn Wolken.
Jetzt scheucht er sie fort.
Strahlend thront er nun oben!
Schweigen der Nacht ringsum . . .
Du möchtest sinken
Auf die Knie vor Andacht.
Der Unendlichkeit Größe,
Sie packt und ergreift dich,
Uebermächtig,
Wie nie zuvor!
Ruhig und sicher
Gleitet das Schiff
Hin durch die Fluth und hin durch die Nacht.
Bald wird es tagen . . .
Du darfst sie durchleben,
Darfst sie genießen,
Die Nacht auf dem Ocean!
Solche Nacht,
Wen je sie umspann,
Mit seligem Glück,
Mit gewaltigem Schweigen
Und übermenschlicher,
Ruhvoller Kraft —
Kann er sie jemals
Wieder vergessen?! — —

XII.

Abfahrt von Edinburgh, 28. September 1884.

Da hast du meine Hand, und da den Mund!
  Und nun leb' wohl, wir müssen jetzt uns trennen! —
Leb' wohl! wo ist der Mann, dem nicht ward kund,
  Wie heiß das Wort kann auf der Seele brennen!
— Da steht sie noch am Strand, der immer mehr
  Dem trüben Blicke stetig sich entzieht . . .
Die letzten Lichter dort — — und vor mir alles leer — —
Nur dieser weiten Fluth unendliches Gebiet! —

Was liegt da hinter mir? Nicht nur ein Land,
  Wie andre Länder, Menschen gleich den andern,
Nein: unaussprechlich mehr! Der Heimat Strand,
  Den ich verlasse jetzt, um fern zu wandern . . .
Um fern zu wandern! Und was treibt mich fort!
  Hinaus in's Ungewisse — nur hinaus — —?
Wie spät — erst jetzt! kommt mir der Frage herbes Wort!
Weil mir zu weit die Brust, zu eng das Vaterhaus?

Ist das es? — Ja, es muß wohl also sein . . .
  Und doch war's mehr. Ein ungestümes Sehnen,
Das mir in's Ohr gesagt, der Sonnenschein
  Sei schöner draußen, und mein ganzes Wähnen
Mit seinen Zauberfäden so umspann,
  So knechtend den Gedanken, wie das Wort!
Und diesem Sehnen bin zuletzt gefolgt ich dann,
Und von den Wellen jede trägt mehr und mehr mich fort . . .

XIII

Dresden, Ostern 1885.

Ich hab' die Lust des Sonnentags
Tief in mich eingesogen,
Es war, als wäre leisern Schlags
Die Zeit vorbeigeflogen.

Ich will in späteren Stunden noch
An diesen Stunden zehren,
Die zu genießen mir kein Joch
Des Alltags durfte wehren — —

XIV.

Auf der Pleiße bei Leipzig, Sommer 1885.

Walddämmerung . . . Auf dunkler Wasserbahn
Fliegt hin, von meiner Hand gelenkt, der Kahn.
Ich bin allein. Die Zweige neigen sich
In grüner Wölbung schirmend über mich.

Kein Hauch — kein Ton — — still, alles traumhaft-still,
Wo blieb der Laut des Lebens, wirr und schrill?

Ich rud're weiter; stark die sehnige Hand
In wilder Lust den Rudergriff umspannt,
Und schneller jagt der Kahn hin durch die Fluth,
Die unergründlich, wie im Traume, ruht.
Ein Schmetterling in müdem Spiel hinfliegt,
Die Wasserrose sich im Schlafe wiegt . . .

Da im Gebüsch zu regen sich's beginnt,
Wie nun der matte Tag in Nacht zerrinnt.
Ein Abendhauch jetzt auf den Wassern schwebt,
Um meine Stirn er Nebelschleier webt.
Ein letztes, goldiggrünes Flimmern lacht
Noch durch die Blätter . . . dann beginnt die Nacht.

Still war es. Und noch immer stiller wird's:
Ein Weh ersteht, die düstre Nacht gebiert's!
Das schwebt auf diesen Fluthen drohend hin,
Und klammert sich an meinen heißen Sinn.
Im Nacken packt mich eine kalte Hand,
Jäh streift der Kahn im Flug den Ufersand —
Da greift in wilder Angst den Griff die Faust,
Durch meine Adern das Entsetzen graust.
Und immer schneller theilt die Fluth der Kiel — —
— Ein Licht! — ich athme auf: dort liegt das Ziel!

Das ist der Wasserschenke blinkend Licht,
Das sich in Strahlen bis zu mir hin bricht;
In Nacht versinkt der Spuk — auf lichter Bahn
Fliegt nun zum frohen Ziele hin der Kahn!
Gesang tönt an mein Ohr, und Becherklang,
Und trauter Zuruf: „Wo bliebst du so lang?“ —

„Ich hab' den Elfen-Reih'n bei Nacht belauscht! . . .
Doch nun sei Gruß mit Euch, und Trunk getauscht!“

XV.

Es war ein letzter, leiser,
  Erinnerungsmüder Ton,
Der deinem bleichen Munde,
  Im Todeskampf entflohn.

Dein letztes Wort! Wohl klang es
  Erbebend an mein Ohr,
Doch in der Stunde Bangniß
  Ich seinen Sinn verlor.

Ich find' ihn nicht —, ich weiß nur,
  Was deinem Mund entflohn,
Es war ein letzter, leiser
  Erinnerungsmüder Ton . . . . .

XVI.

Im Winter 1885.

Es ist so still .... Nur meiner Lampe Knistern,
Und vor dem Fenster die ruhlose Fluth,
Und an den Wänden hin ein seltsam Flüstern,
Und meines Herzens Schlag, der nimmer ruht.

Und dann des Mondes webendes Geflimmer,
Und der Geliebten leiser, zarter Gang
Tönt mir herüber aus dem Nebenzimmer,
Und ihr melodischer, süßer Gesang ...

Sonst alles still ... — — — — — —
— — — — — — — — — —

XVII.

Und wieder um eine Hoffnung ärmer!
Ein Wahn, daß noch einmal die Sonne wärmer
 Fallen könne auf meinen Pfad.
Da sind nun die alten Genossen wieder,
Die trüben Tage — doch wo bleibt meiner Lieder
 Einzig befreiende, sonnige That?

Die alten Genossen aus früheren Tagen,
Die mich schon so oft eine Strecke getragen
 Durch's Leben — sie gehn wieder neben mir,
Mit sicheren, ruhigen, festen Schritten . . .
O wie ich vergebens gekämpft und gelitten
 Mit ihnen, wer weiß das noch außer dir!?

XVIII.

Es hat ein Strahl auf meinen Weg
Durch's Dunkel sich gebreitet.
Der hat mich auf verlorenem Steg
Noch einmal heimgeleitet.

Schon sah ich meines Hauses Thor,
Doch da erlosch sein Blinken.
Ich stand in Nacht — den Pfad verlor
Mein Fuß und that — versinken!

Unschuldig verurtheilt!

Eine Studie.

Wie ich zum Sünder wurde? — Nun wohlan,
Weil ich just in der rechten Stimmung bin,
Will ich's Euch sagen, und Ihr werdet dann
Vielleicht ein wenig ändern Euren Sinn — —
Vielleicht auch nicht — was liegt denn mir daran,
Ob Ihr die Heuchlermienen frömmelnd legt
In strenge Falten, oder mitleidsvoll
Bedauernd Eure Schultern zuckt! — Bewegt,
Von allen denen, die mich angespien,
Wird wohl kein Einziger — ich weiß das wohl!
Ich will's auch nicht! — Ich hab' Euch nie verziehn,
Und fordere von Euch auch kein Verzeihn.
Den Haß, den glühenden, will ich behalten,
Und nie soll er in meiner Brust erkalten,
So lang ein Athemholen sie noch hebt,
So lange sie dem Tod entgegenbebt! — — —
Denn dieser Haß ist Alles, was noch mein!
Er ist die Nahrung mir, an der ich zehre,
Der Trank, den gierig ein die Lippe saugt —
Ihn zu vermehren ist, was ich begehre,
Er ist der Born, in den mein Wesen taucht,
Das Ziel, dem all mein Sein entgegenstarrt — —
Vernehmt, wie dieser Haß mein eigen ward.

Ja, ich war auch ein fromm-unschuldig Kind,
Und in mir trug ich seliges Vertrauen
Zu allen Menschen, o ich war so blind,
Daß ich in ihnen mich konnt' wiederschauen! —

So lebte lange Jahre ich dahin.
Da war ich das, was man „zufrieden“ nennt —
Ich aber jauchze, daß ich's nicht mehr bin.
Denn heute meine Seele alles kennt.
Alles: den ganzen Zwiespalt jeden Seins,
Die jammervolle Hohlheit allen Scheins . . .
Ich bin nicht glücklich mehr, das ist vorbei!
Ein Tag schlug alles Glück in mir entzwei — —
Das war ein grauen-schreckensvoller Tag,
An den nicht gerne ich mehr denken mag! — —
Wohl bin ich stark geworden: o ich wühle
In allen Tiefen der zerissenen Brust
Mit Wollustqual; wohl bin ich stark: ich fühle
Die Stirne heut' in fremdem Weh mit Lust!
Jedoch der Tag — der Tag, er war zu gräßlich,
Was er zerstörte, war zu unermeßlich . . .
Jedoch ich will erzählen. Zwanzig Jahr
War alt ich, jugendfrisch und stark mein Muth,
In mir noch Kraft, die Erde zu durchstürmen,
Und Fels auf Fels zum Himmel aufzuthürmen;
Voll Freude war mein Blick, noch braun mein Haar,
Noch floß mir in den Adern heißes Blut,
Und nach Genuß rief in mir Lebensgluth . . .

Da griffen sie mich, schleppten zum Gericht
Mich hin — und klagten mich des Mordes an! —
Ich lachte, und vertheidigte mich nicht.
„Des Mordes mich, und keinem Kinde kann
Ein Haar ich krümmen! — Ein Versehen nur,
Wie bald — man kennt des rechten Mörders Spur!“ —
Man kerkerte mich ein — und immer noch
Hab' ich — verdrießlich halb gelacht. — Jedoch
Dann kam ein Tag, an dem ich nicht mehr lachte . . . .
Ein Tag, der alles nahm, und alles brachte!
Da ward es blutiger Ernst: in einen Saal
Ward ich geführt, und unter tausend Blicken,

In derer keinem leisestes Mitleid wohnte,
Ward von dem Manne, der dort oben thronte,
Ich ausgefragt — kein Ende nahm die Qual —
Man glaubte mir nicht. Hinter meinem Rücken
Ward ich verurtheilt — keiner glaubte mir — —
Ich aber mußte glauben, was ich nicht
Erfassen konnte, was ein Unding schier!
Ich ward verurtheilt: plötzlich ward mir Licht . . .
Ich sah vor mir in grauenhafter Klarheit
Alles — Alles — — und noch einmal die Wahrheit
Schrie wild mein Mund hinaus — es war vergebens!
„Verurtheilt zu Gefängniß — Zeit des Lebens!" —
Da drang ein gellend Lachen mir vom Munde,
Das kam aus meines Innern tiefstem Grunde,
Und wie vom Schlag getroffen brach ich nieder . . .
Ich fand mich zwischen Kerkermauern wieder.

Ja, ich erwachte! — Wär' das nie geschehn! — —

Was soll ich von den nächsten Jahren sagen?
Es lebt kein Mensch, dem ich es könnte klagen,
Was ich erduldet, was in all' den Jahren, —
In zwanzig Jahren! — ich, durch Nichts verschuldet,
In meinem Innern Bittres hab' erfahren — —
Und wollt' ich's schildern, was ich da erduldet,
Es würde mich ja doch kein Mensch verstehn!
Wer würde ahnend nur verstehen auch,
Wie in mir langsam jeder leise Hauch
Der Menschlichkeit erstickt ward mehr und mehr? . . .

Erst war ich ruhig. „Bald wirst du befreit."
Der Glaube schwand gar bald. Die Einsamkeit
Begann mich zu ersticken — und dann rief
Ich ungehört hinaus, was in mir schlief.
Ich rief hinaus, was Edles in mir lag:
Rührender Schall, der an der Wand sich brach . . .

Ich schrie hinaus die Angst, den Zorn, die Kraft,
Bis mit den Worten jeder Nerv erschlafft . . .
Und sah in stummer Pein und dumpfem Sinnen
Die Stunden — Jahre mir — hinunterrinnen!

Und dann — dann ward es in mir trostlos-leer,
Nichts regte sich mehr im erstorbenen Herzen.
In mir war alles tot: tot alles Schmerzen,
Tot alle Hoffnung — alles, alles tot!
Ich lebte kaum mehr — nur mechanisch nahm
Ich hin die Speise, die der Wärter bot.
Fast ob der Schwachheit überkam mich Scham,
Jedoch der Körper forderte sein Recht,
Er war zu schwach, zu leugnen sein Geschlecht.
In mir war alles, alles tot — mir war
Gleichgiltig alles, doch ich lebte noch,
Nicht ließ mich ganz des Seins verfluchtes Joch! —

Da kam es langsam — —: der noch in mir lag,
Der letzte Funke Lebens, er gebar,
Was jetzt mich ganz erfüllt: glühendsten Haß!
Wie der an meinem Herzen fraß und fraß!
So wie im Frühling eine Knospe brach
Er in mir auf, aus Bitterkeit geboren,
Erst klein, dann wachsend, ward er riesengroß.
Ich fühlte, alles hatt' ich nicht verloren,
Er ward Ersatz mir für mein grausig Loos.
Und jede Stunde noch vermehrte ihn,
Jedweden Augenblickes herbster Streit
Trug einen Stein zu meinem Hasse hin —
So ward ich langsam meinem Ziel geweiht!
Mein Mund ward stumm, ihm fehlte jetzt die Klage,
Mein Auge starr, es sprach nicht mehr beredt
In Worten, die ja doch kein Mensch verstand;
Mein Sinn, so wirr und schwankend, er ward stet
Und einzig hin nur auf mein Ziel gewandt.

Ich zwang den siechen Körper auszuhalten,
Und stärker ward er jetzt von Tag zu Tage;
Und in mir lebten wieder auf die alten,
Zu Grab getragenen Hoffnungen — ich wußte:
Ein Tag wird kommen, der dir Freiheit schenkt! —
Und mehr und mehr ward es mir eingesenkt,
Daß dieser Tag für mich — einst kommen mußte . . .

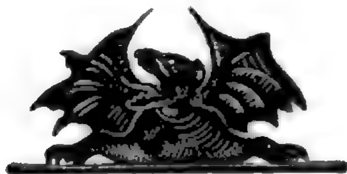
Es kam der Tag! — — und ich war wieder frei.
Die zwanzigjährigen Fesseln fielen nieder,
Ein neuer Zufall schnitt sie jäh entzwei. —
Was einst ich war, ich sollt' es werden wieder:
Ein guter Mensch! — Ich aber ward es nicht!! — —
Dort hinter mir in Nacht — und Weh — und Gram,
Dort lag mein Leben, das nie wieder kam —
Vor mir lag nichts — nur einzig noch mein Ziel!
Nicht Freiheit! — Denn ich hatte längst verlernt,
Was frei sein heißt. — Nicht Sonnenlicht! — Das fiel
In meiner Seele Nacht vergebens. — Licht?! —
Man hatte zwanzig Jahre mir's entfernt,
Mir war es fremd geworden! — Nicht das Glück!
Das einst mir lachte in der Kindheit Tagen:
Ich wünschte seinen Schein mir nicht zurück!

Was vor mir lag?! — muß ich es Euch erst sagen? —
Die Nacht, an deren schaurig-kalter Brust
Ich zwanzig Jahre lang in Ketten lag . . .
Die Nacht, die in mir auch die kleinste Lust
Ertötete . . . und dann die ekle Schmach,
Die in mir alles Menschliche erstickt,
Und die mir folgt, so lang man mich erblickt . . .
Das war, was vor mir lag! Und ohne Zaudern
Trat ich zu meinem Ziele an den Gang —
Ich ging den Weg — und ging ihn ohne Schaudern,
Auf den mich ungerechte Willkühr zwang! — —

Ich war befreit . . . man bot mitleidige Grüße
Und Geld — es war nicht viel — ich aber nahm's,
Und warf es ihnen ruhig vor die Füße . . .
Wie der Verachtung Zorn mich überkam's!
Dann ging ich, und hinaus in's offene Leben,
Das sollte meinem Ziel Erfüllung geben!
Nun that ich Schlechtes — mir erschien es Gutes!
Durch Ströme schritt ich hin vergossenen Blutes,
Von mir vergossenen Bluts! — — So kalten Muthes,
Wie der Soldat in ihm gebotenem Kampf
Kühlt' ich die Stirn in frischen Blutes Dampf! —

Jedoch, wozu Euch alles das erzählen?! —
Ich könnte Eure zarten Nerven quälen!
Ich wollte Mitleid nicht. — Mitleid? — Ich lache!
Jedoch ich fordere Eins: so heiß entfache
Ich auch in Euch des Abscheus Grauen — schweigt!
Du — das mich einst verdammte — feig Geschlecht,
Schweige! — Denn das zu fordern ist mein Recht.
Steh stumm vor mir und schamerfüllt gebeugt —
Ich bin der Sünder größter wohl auf Erden, —
Ich bin's geworden, — weil ich's mußte werden! — —

Ich bin am Schluß: noch liegt vor mir mein Ziel,
Dem manches Lebensglück zum Opfer fiel —
Erst dann läßt mich sein grausam-grauser Bann,
Wenn ich's erreicht — dann, wenn ich sagen kann:
„Ich bin gerächt — es ist genug geschehn!"
Dann will ich lachend aus dem Leben gehn . . .



Liebe.

Man's love is of man's life a thing apart.
Byron.

Der einst er seine junge,
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen — —
Theodor Storm.

— Et ne vois-tu pas que changer sans cesse
Nous rend doux et chers les chagrins passés?
Alfred de Musset.

I.

Du meine erste Liebe
Bist meine letzte auch!
Schwinden erst wirst du dem Herzen
Mit des Mundes ersterbendem Hauch . . .

Du meine erste Liebe,
Wie im Herzen des Knaben du hast
Die ersten Keime geschlagen,
So hältst du den Mann nun umfaßt!

Du meine erste Liebe
Bist meine letzte auch!
Ich will sie dir danken! noch danken
Mit des Mundes ersterbenden Hauch . . .

II.

Daß du mich liebest — that Dein Auge
Dein strahlendes mir heute kund,
Es hat verrathen, was so fest mir
Verschwiegen stets dein stolzer Mund . . .

Daß du mich liebest — mir das Beben
Der kleinen Hände heut' bewies,
Wenn auch das Wort, das du gesprochen,
Dein Kämpfen nicht erkennen ließ . . .

Daß du mich liebest — hat das Zucken
Um deinen Mund mir offenbart,
Wenn auch der Schmerz, der ihn umschwebte,
Zum kalten Lächeln scheinbar ward . . .

Daß du mich liebest — mir die Thräne,
Die dir in's Auge trat, verrieth,
Als ich von dir für lange Zeiten,
— Vielleicht für immer! — heute schied . . .

III.

In der Haideschenke, da traf ich sie,
Und nahm sie in meine Arme,
Daß ich an ihrer braunen Brust
Von dem Tag, dem kaltem, erwarme.

Sie küßte mich heiß, und zog mich leis
Auf das Lager von Haidekraut nieder,
Trüb flackerte züngelnd das sterbende Licht,
Und wir küßten uns wieder — und wieder . . .

Und als der Morgen mit fahlem Schein
Die schmutzigen Wände erhellte,
Da fühlten wir Beide, wie unser Herz
Ein Schrei der Verzweiflung durchgellte!

Und ich riß mich los, und floh hinaus,
Grau lag der Morgen und nüchtern,
Ich floh — und floh, wie ein Wild gehetzt,
Von höhnisch-verzerrten Gesichtern . . .

IV.

Wehe dem, den deine Augen
Schauten ernst und fragend an,
Herz und Sinn berückend saugen
Sie in ihren Zauberbann.
Wehe dem, auf dem die dunkeln
Einmal, nur einmal geruht —
Wie des Abendsternes Funkeln
Lockt es ihn, die tiefe Fluth
Ihrer Schöne zu ergründen.
Ein Geheimniß glaubt zu finden
Er in ihrer feuchten Gluth.
Immer wieder muß er senden
Seinen Blick dem ihren zu,
Mag er angstvoll ab ihn wenden
Nimmer läßt es ihm mehr Ruh!
Immer wieder sucht mit Sehnen
Bangend er, was in ihm liegt,
Was zur Ferne fragend fliegt,
Sieht er die verhaltenen Thränen
In den Augen glänzen hell! . . .

Hat er dann sich festgesogen
Lacht der Freude klarer Quell
Plötzlich zaubrisch ihm entgegen,
Strahlt den Ueberraschten an,
Und er weiß nicht, daß betrogen
Ihn die Augen, die nun legen
Zwiefach um ihn ihren Bann!

V.

Draußen stürmt der Regen
Weht der Wind so kalt,
Schlägt er an die Mauern
Laut es wiederhallt.
Doch im Hause sitzen
Am Kamin wir warm,
Und du ruhst, mein Leben,
Sanft in meinem Arm.

Wie du liebevoll so
An der Brust mir liegst,
Und beim Sturmesbrausen
Fester an dich schmiegst,
Seh' ich, wie der Flamme
Schein dich überfließt,
Ueber Haar und Antlitz
Goldene Strahlen gießt.

Und mit sanften Händen
Streichle ich dein Haar,
Schaue dir in's Auge,
Tief und spiegel-klar:
Und vor meiner Seele
Plötzlich steigt und schwebt,
Mir ein buntes Märchen,
Das sich schnell belebt.

Und so ich erzähle
Leise es dir dann — —
Und du hörst mir staunend
Zu und schaust mich an.
— Auf möchte ich jubeln
Laut aus Herzensgrund,
Und ich küsse, — küsse
Deinen süßen Mund! . . .

VI.

Heut fiel ein altes Buch mir in die Hand,
Und wie ich sinnend Blatt für Blatt gewandt,
Lag eine Rose zwischen seinen Seiten,
Da sah ich dich an mir vorübergleiten,
Die jene Rose in dies Buch einst legte . . .
Mir ward der Moderduft der dürren Blüthe
Zum Duft aus ferner Zeit, und mich umglühte
Der Athem wieder jener Sommernacht,
In der, von erster Liebe heiß entfacht,
Du jene Rose von der Hecke brachst
Und glückberauscht in meinen Armen lagst.

Und sieh! da glaubte ich, der wahnbethörte,
Daß deine Lieb' noch immer mir gehörte . . .
Doch bald zerrann der Traum, der mitleidlose,
Und in der Hand hielt ich — nicht mehr die Rose,
Nur morschen, toten, zauberbaren Staub! — —
Auch du warst eine Rose, die zum Raub
Der Zeiten ward — und ich, ich sollte klagen?
Daß ich geweint — ich wag' es kaum zu sagen.

VII.

Du sprachst zu mir: „Entsage!“ —
Und ich — hab' es gethan!
Ich ging! — stumm, ohne Klage,
In trostlos-bitt'rem Wahn.

Jetzt will es mich durchlichten,
— Jetzt, da gebleicht mein Haar! —
Daß all' unser Verzichten
Nur feiges Unrecht war!

VIII.

Dich zu lieben — wär' es Sünde,
Sündigen dann würde ich,
Würde lieben dich, und stünde
Eine Welt auch gegen mich!

Alles würde ich ertragen
Gälte es bei dir zu sein,
Mit dir lächelnd überragen
Allen Zwang und hohlen Schein!

IX.

Dürfte meine Lippen pressen
Einmal ich auf deinen Mund,
Allen Schmerz würd' ich vergessen,
Alle Wonne würd' mir kund!

Dürft' in deinen Arm ich sinken
Und geliebt von dir mich sehn,
Würde Seligkeit ich trinken,
Trinken — und dann untergehn!

X.

Welch tiefer Schmerz in deinen Zügen!
Dein Auge, welcher Wehmuth voll!
Mahnt es mich nicht, daß ich mich schmiegen
Zu deinen Füßen wieder soll?

— Nein, das ist's nicht! — Es bittet leise,
Ich soll von hinnen wieder gehn,
Nicht stören deines Lebens Gleise!
Warum muß ich den Blick verstehn?!

XI.

Glühender Augen versengende Strahlen
Haben in's Herz mir verzehrend gebrannt,
Als mich die Schimmer des Mondes, die fahlen,
Fanden bei ihr einst in Fesseln gebannt.
Blitzende Sterne erglänzten hoch oben,
Schwül auf die Glieder sich senkte die Luft,
Auf meine Arme hab' ich sie gehoben,
Trank ihrer Haare berauschenden Duft.
Glühender Liebe heiß-glühende Küsse
Stahl ihrem Mund ich in seliger Nacht,
Liebend da hat mir ihr Auge, das süße,
Hell wie der Morgen entgegengelacht,
Der uns im Osten holdselige Grüße,
Dämmernd sich hebend hat freundlich gebracht.
Duftende Blumen, zum Kranze gewunden,
Setzte ich jauchzend vor Lust ihr auf's Haupt, —
Wie da so selig entschwanden die Stunden!
Selig zu sterben ich habe geglaubt — — — —

XII.

Ja, ich habe dich wiedergesehen! . . .
An einem Morgen im Frühling es war,
Und es glänzte im Strahle der Sonne
Ganz so wie früher dein goldenes Haar!

Ja, ich habe dich wiedergesehen! . . .
Habe wie einst deinen Worten gelauscht,
Und es hat mich, so seltsam bestrickend,
Wieder der Klang deiner Stimme berauscht!

Ja, ich habe dich wiedergesehen! . . .
Habe dir wieder in's Auge geschaut,
Und es hat mir entgegen geleuchtet,
Ganz wie in früheren Zeiten, so traut!

Ja, ich habe dich wiedergesehen! . . .
Halte jetzt fest dich und lasse dich nicht,
Einst, da du fern mir, war's um mich dunkel,
Nun ist es helles, beglückendes Licht!

XIII.

Ich schaute empor zu dem Marmorgebilde
Der Göttin, der hehren, und meine Hand
Pflückte vom Strauche die Rose, die wilde,
Die um die Stirn dann des Bildes sie wand.

Da kam sie geschritten — mein herrliches Leben,
Wie auf Flügeln des Frühlings der kosende Wind, —
Zürne nicht, Göttin — doch wieder mir geben
Mußt du die Blüthe jetzt für mein Kind!

XIV.

Wir trafen zusammen auf wildöder Haide,
  Herz fand sich zu Herz, Mund fand sich zu Mund,
Und auf der stummen, verlassenen Haide,
  Da ward das Glück unsers Lebens uns kund.

Wir trennten uns wieder auf wildöder Haide,
  Du gingst gen Westen und ich ging gen Ost —
Stumm lag und verlassen die wildöde Haide,
  Und über sie schauerte eisiger Frost! . . . .

XV.

Deine Wange wird bleich und bleicher,
Deine Stirne an Furchen reicher,
Trüber dein Blick — ich weiß warum!
Schleichend wechseln die Tage; gemeinsam
Wandeln wir hin sie, und dennoch so einsam,
Jeder für sich, verschlossen und stumm!

Zwischen uns schreitet mit ehernen Mienen,
— Schuld aus vergangener Zeit liegt auf ihnen —
Starr und entsetzlich ein blutlos Gespenst.
Magst du die Blicke zur Seite wenden,
Magst du ihm wehren mit bebenden Händen,
Weiß ich doch gut, daß auch du es kennst!

In unsern Herzen den ruhlosen, leeren,
Zuckt nur noch einzig ein heißes Begehren:
Daß uns zu trennen sei endlich vergönnt!
Doch was uns hindert, zusammen zu stehen,
Zwingt uns, dieselben Pfade zu gehen,
Schuld, die nicht Sühnung, nicht Mitleid kennt!

Mache ein Ende! Vernimm meine Klagen!
Ich bin zu schwach, um länger zu tragen,
Was wir begingen in Dunkel und Nacht.
Mache ein Ende! — Willst mich du verderben —
Mir ist es Gnade! — doch soll ich nicht sterben,
Dann stirb' Du selbst, doch zu End' sei's gebracht!

XVI.

Flechte in deine dunklen Haare
Diesen duftigen Rosenzweig!
Schling' deinen Arm um meinen Nacken,
  Küsse mich! — O, wie bin ich reich!

Sieh' mir in's Auge voller Liebe!
Schenk' den Becher voll hellen Wein!
So laß' uns trinken, laß' uns lieben
  Bis zu dem 'fahlen Frührothschein! . . .

XVII.

Du sprachst zu mir, du würdest wiederkehren . . .
Gewartet hab' bis heute ich geduldig.
Doch jetzt, verzeihe mir, —: ich muß dich stören,
Ich bin es deiner fernern Ruhe schuldig.
Zwar weiß ich wohl, daß du mich längst vergessen,
Doch wenn nun plötzlich zu dir käm' die Kunde:
„Sie ist gestorben!" würde deinem Munde
Sich doch vielleicht ein weher Laut entpressen,
Das Herz dir schmerzen in zu später Reue,
Zur Qual dir werden meine stille Treue . . .
Das soll sie nicht! Ich will dich lieber stören,
Für wenige Stunden jetzt. Nicht sollst du hören,
Daß wild mein Herz in Sehnsucht nach dir schrie,
Bis es verstummt — — nur, daß es dir verzieh! . . .

XVIII.

Auch du bist in den Staub gesunken,
  Du keuscher, heller Stern der Nacht,
  Aus dessen stetig-klarer Pracht,
Ich einzig mir noch Muth getrunken!

Hoch über allem Weltgetriebe
  Hab ich gesucht nach deinem Schein.
  Dort strahltest du, einsam und rein
Und unerreichbar selbst der Liebe.

Wie soll ich jetzt den Weg noch finden,
  Da mir erblichen ist dein Strahl?
  O diese namenlose Qual!
Wie konntest du, mein Licht, mir schwinden?! — —

XIX.

Was gabst du, holdes Kind, mir nicht?
Kann ich vergelten je
Dir, daß du wandeltest in Licht
Die Nacht, in Lust mein Weh?

Du gabst zu dir die Liebe mir,
Als du dich mir gesellt,
Mehr noch: denn aus der Lieb' zu dir
Erstand mir die zur Welt.

XX.

Deiner Seele bebt die meine zu,
Und in deiner Ruhe sucht sie Ruh,
Die bisher sie nirgend — nirgend! fand . . .
Ein Berühren deiner weichen Hand,
Und ich weiß, mein Sehnen ist gestillt!
Nur ein Strahl, der deinem Aug' entquillt,
Und mein Auge fühlt sofort die Thräne.
Doch du gehst vorbei , wie an der Wand,
Wo ich schmerzdurchbebt und fiebernd lehne,
Dort der Sonnenschatten rastlos steigt.
Du — kommst nicht! . . . Warum mein Fuß nicht weicht?
Und warum mein Blick nicht, abgewandt,
Frieden sucht in Schönheit der Natur?! —
Weil ob meiner Stirn, trübschimmernd nur
Und verschwindend fast, sich blendend wiegt
Noch ein Hoffen, das ich hassen müßte,
Denn ich weiß, daß es mich doch betrügt,
Und dem dennoch, weil mich's einmal küßte,
Ich für ewig nun verbunden bin,
Und das ich nicht lassen will und kann,
Denn mit ihm gäb' ich mein Alles hin —
Alles?! — ja, was nicht schon längst zerrann . . .

XXI.

Die Lippen haben niemals sich
In sündigem Kuß gefunden,
Und niemals durfte Brust an Brust
Von Angst und Weh gesunden.

Doch unsre Seelen fanden sich
Einstmals in trunkener Stunde,
Sie küßten sich in wildem Rausch
Zu wortlos-ewigem Bunde.

Auch das ist Liebe, schmerzlich-wahr!
Was hilft's, daß ich's verhehle? —:
Ich sog dein ganzes Wesen ein,
Und du — trankst meine Seele!

XXII.

Laß dem Heimatlosen
  Noch ein letztes Glück,
Von des Sommers Rosen
  Eine nur zurück!

Der hat leicht ja geben,
  Wer so reich, wie du —
Gieb dem Rest von Leben
  Drum die letzte Ruh!

Zwar dir wird kein Danken,
  Doch die Schuld gebüßt
Hast du — und dem Kranken
  Dann den Tod versüßt.

XXIII.

Du bebtest wie die Welle,
Wenn sie des Mondes Helle
In dunklen Nächten küßt.
Als ob bei meinem Werben
Dein Glück und meines sterben
In einer Stunde müßt'.

Als hätte dich getroffen
Ein Stoß, so standst betroffen
Bei meinen Worten du.
Ich sah dich jäh erbleichen —
Dann wanken — dann entweichen
Der weiten Ferne zu . . .

XXIV.

Wie heut' die Dämmerungen sich, die fahlen,
Um meine tagesmüde Stirne stahlen,
Sank mir das Auge zu in leichtem Schlummer.
Da war es mir, als gleite eine Hand
Die Stirne längs, und kühlend zu den Schläfen . . .

Doch ich erwachte jäh! Der Hauch entschwand,
Und mich durchzuckte heiß ein herber Kummer!

— Wenn ich nicht wüßte, daß sich unsre Wege
Im Leben niemals, niemals wieder träfen,
Wär' ich versucht, auf meines Herzens Schläge
Noch einmal, wie in früherer Zeit, zu lauschen,
Und um den Frieden, den mühsam-erworbenen,
Ein zweifelbanges Hoffen einzutauschen. —

— Was weckte so den Wunsch, den halberstorbenen? . .

XXV.

Ein zitternd-leises Athemholen,
Ein Wehlaut, unterdrückt, verstohlen,
Hob deine Brust in jener Stunde,
Als ich an deinem herben Munde
  Zum letzten Male scheidend hing.

Wir schieden! — Denn ein schmerzlich Wissen
Hat auseinander uns gerissen:
Nach all' dem glühenden Entfachen
Das unausbleibliche Verflachen
  Ertrügen nimmer — du und ich! — —

Das Leben.

Ein Fragment.

— — nur ein Leben
Voll heißer Sehnsucht nach der Menschheit Glück . . .

Shelley.

Ich hasse das Leben,
Das furchtbare Leben,
Mit glühendem Haß!

— — — — — —

Ich kann nicht anders!
Wohin ich auch sehe,
Nur trostloses Elend,
Und siegloses Kämpfen,
Und wilde Verzweiflung,
— Und alles zersplitternd
Im besten Vollbringen,
Und alles erliegend
Auf halbem Weg! . . .
— Wie jammervoll Alles!
Und doch — wie titanisch-
Gesteigert die Kraft!
Sind das dieselben
Menschen, die sich in
Jahrtausendlangem
Entsetzlichen Kampfe
Von Stufe zu Stufe
Emporgerungen?
Empor vom Thiere
Zum denkenden Menschen,
Und immer empor,
Und weiter empor?!
Dieselben Menschen,
Die zitternd und furchtsam
Vor einem Phantome
Im Staube sich krümmen?!

Und aus derselben Hand
Ihr Heil erhoffen,
Derselben Hand,
Die einst, wie sie glauben,
Erschaffen sie hat?
Sind es dieselben?!

— — — — — —

Sie nennen ihn Gott!
Und beten ihn an,
Ihn — der so sie erschaffen!
Ich glaube nicht!
Denn der Gedanke,
Uns so zu schaffen,
Er wäre nicht göttlich,
Nein, teuflisch gewesen!

— — — — — —

Und wenn man es hört:
Erst schuf er die Erde,
Und dann sandte er nieder
Den einzigen Sohn
Sie zu erlösen — —
Ist das nicht Hohn?
Der blutigste Hohn?!
Und an ihn glauben,
Und ihm noch dienen
In „kindlicher Demuth" —
Das sollen wir?

— — — — — —

Was wollte er denn?
War es ein Spiel?
Ein furchtbar-grausames?
Ein Experiment,
Einmal zu versuchen,
Wie stark denn ein solches
Elendes Menschengeschöpf
Im Ertragen von Weh sei?

Was war es denn sonst?
Eine Laune? — —
Nein! nein! es kann nicht,
Es **kann** nicht so sein! —

— — — — — —

Wenige nur fühlen
Den Schmerz um die Menschheit,
Den markdurchbebenden,
Der weher schmerzt
Als weheste Qual!
Und wenige haben
Den Muth zur Wahrheit,
Den leuchtenden Muth
Der kraftvoll verkündet,
Das, was er **muß**!
  Doch ist es nicht nutzlos?
Laß sie gehen!
Die Menge muß blindlings
Dem Wahne folgen,
Und schlagen wir heute
Den Götzen zu Trümmern,
Sicher ersteht
Schon morgen ein neuer,
An den sie sich klammert!
  Nein, ich sage anders:
Unselige Wahrheit
Ist tausendmal besser
Als glückliche Lüge!
Und so sage ich denn:
  „Und eh' du, Menschheit,
Die alten Fesseln,
Die alten Lügen,
Nicht von dir geworfen,
Denkst nimmer du frei!'

— — — — — —

Was ist das Leben? —
Schmerzen bereitend,
So trittst du hinein —
Schmerzen bereitend
Verläßt du es wieder.
Und was liegt dazwischen?...
Umlauert vom Tode,
Und zahlloser Krankheit,
Und nie endender Wirrniß,
Und der ekelsten Schmach —
Das ist die Spanne,
Die du Leben nennst.
Ich nenne es Sterben!
Denn das Sonnenleuchten,
Das dich umgaukelt
In heiteren Stunden,
Es zeigt dir nur herber
Die Schatten hernach!

— — — — — —

Ich hasse das Leben!
Denn ich muß sehen,
Wie Tausend — und Aber-
Tausende mühen
Tagtäglich mit allen
Fasern der Kräfte
Qualvoll sich ab....
Warum? — ja, warum?
Um das elende Brot!
Das Stückchen Brot,
Daß der Körper noch länger
Dem Tode trotze!
Wir alle lügen,
Doch keiner lügt mehr,
Als der das sich selbst
Zu verhehlen noch sucht
In frecher Zufriedenheit!

— — — — — —

Doch wer es erkannte —
In einer Stunde
Reißt oft der Vorhang
Dem Blicke entzwei —
Und dann sich sagte:
Es ist umsonst!
Wer dann so groß war,
Daß eigenes Elend
Er mannhaft vergaß,
Und ein letztes Erbarmen
Hinüber gerettet,
Und furchtlos hinging,
Die eigenen Kräfte
Der Menschheit zu weihen
In selbst auferlegter
Erhabener Pflicht,
Und der doch wußte,
Daß die Andern Alle
Ihn steinigen würden,
Bis er erlahmte —
An den — glaube ich!

— — — — — —

Ihm ist ja ein Trost,
Ein letzter, geblieben:
Einst kommt ein Tag,
Der das Ende bringt . . .
Das Ende — den Tod!
Den Tod — der das Glück!
Denn was ist süßer,
Als wenn der Gedanken
Wildwogendes Meer
Zur Ruhe sich sänftigt,
Und der matte Leib
Zum ewigen Schlafe
Befreit sich legt?

Nichts, nichts ist süßer!
Zum ewigen Schlafe! . . .
Zum traumlosen Schlafe! . . .
  Wer ist wohl auf Erden,
Der müde gehetzt,
Nach ihm sich nicht sehnte
In glühendstem Wunsch? —
— — — — — —
Das selige Ende! . . .
Denn wäre der Tod
N o c h nicht das Ende — —
Was dann? — was dann?! —
— — — — — —

Reflexe und Gebilde.

Scheltet nicht die weichen Klänge,
Die von meiner Lippe weh'n:
Diese klagenden Gesänge,
Die der Schönheit Spuren geb'n.

Robert Hamerling.

O dürft' ich hinaus! . . .

O dürft' ich hinaus, hinaus in die Welt!
O dürft' ich, den flüchtigen Winden gesellt,
Die Weiten der Erde durchschweifen!
Ich sehe das Glück, wie es lockend mir winkt:
„Dort draußen, nicht hier, wo das Schicksal dich zwingt,
Die Früchte des Strebens dir reifen!“ —
— O dürft' ich hinaus! . . .

O dürft' ich hinaus! Wie alles mich drängt!
Wenn weit in die Ferne mein Auge sich senkt,
So füllt sich's mit heimlichen Thränen.
Ich war an die Scholle mein Leben gebannt,
Die herrliche Welt habe nie ich gekannt,
Und doch verzehrt mich das Sehnen! —
— O dürft' ich hinaus! . . .

O dürft' ich, du Vogel, hinaus mit dir ziehn!
O dürft' ich dem kleinlichen Neide entfliehn!
Warum muß denn hier ich verderben? —
Es schwinden die Jahre, die Jugend verblüht,
Doch nimmer im Herzen die Sehnsucht verglüht,
Und weiß doch, ich muß einst hier sterben
Und darf nicht hinaus! . . .

Letztes Licht.

Zwischen den zerrissenen Streifen
Blinkt ein lichtes Blau hervor
Meine irren Sinne greifen
Zu dem kargen Licht empor.

Dunkel rings. Die Wolken schieben
Näher sich und näher — bald
Wird das letzte Licht zerstieben,
Ist die Nacht herabgewallt.

Aber noch zertheilt ein Streifen
Himmelsblau den Wolkenflor,
Und die irren Sinne greifen
Angstvoll zu dem Licht empor — —

Frühlingsboten.

Schneeglöckchen, dem Winter entsprossen,
Wie grüße voll Hoffnung ich dich!
Du Bote des kommenden Lenzes
Vermeldest: bald nahet er sich.

Ihr Lüfte, vom Süden her wehend
Weit über die schneeige Firn,
Wie frischt mit belebendem Hauche
Ihr, scheuchend den Kummer, die Stirn!

Du Vogel, der singend und jubelnd
Zum blauenden Himmel sich schwingt,
Wie dank' ich dem Frühling, daß wieder
Er mit aus der Ferne dich bringt!

Ihr wärmenden Strahlen der Sonne,
Die lange schon mied und verschwand,
Wie treibt ihr mit zeugenden Kräften
Den Frühling mit Macht in das Land!

Doch kündet dich, Frühling, am meisten
Ein Drang in der innersten Brust,
Ein Ahnen erwachenden Lebens,
Ein Sehnen nach Liebe und Lust! . . .

Die Reue.

Du hast die That gethan! Gelauert
Hab' ich darauf, und nun, nun schauert
  Mein Gruß dir schrecklich durch die Brust!
Es ist geschehn! — Was dein, zerstörst du,
Und mir, mir einzig nun gehörst du —
  Ich jauchze auf in heller Lust!

Sprich, kennst du mich? — Ich bin die Reue,
Gelobe lebenslang dir Treue,
  Du magst sie wollen oder nicht!
Denn deine That hat uns verschwistert,
Und täglich wird sie wachgeflüstert
  In deinem Herzen, bis es bricht!

Tags will ich dir zur Seite gehen
Und Nachts an deinem Bette stehen,
  Verscheuchend Ruh, verjagend Schlaf.
Das Glück, das je sich dir will nahen,
Soll meinen wilden Gruß empfahen —
  Es weicht, sowie mein Blick es traf.

Du willst die Tage, die dir schleichen
Wie Stunden hin, durch Arbeit scheuchen —
  Sieh zu, ob du es noch vermagst!
Du willst dein Weib froh an dich drücken,
Willst deinem Kind in's Auge blicken,
  Du thust es nicht, weil du's nicht wagst!

Im Freundeskreis willst du betäuben,
Elender, dich — — was hilft dein Sträuben,
Ich stehe plötzlich neben dir,
Und schlag' dir aus den heißen Händen
Das Glas, das eben Labung spenden
Dir wollte — und du folgest mir!

Da fliehst du über stein'ge Felder,
Verbirgst dich in der Nacht der Wälder,
Du eilst, doch nimmer schnell genug,
Denn unaufhörlich dir zur Seite
Dein treuestes Schattenbild ich schreite,
Ich, dir verbunden, ich, dein Fluch!

Du flehst zum Tod, auf deine Lider
Zu senken sich erbarmend nieder,
Und da, selbst da nicht laß' ich dich!
Den Todeskampf will ich verlängern —
Erst, wenn in Lauten, bang und bängern
Dein Mund erstirbt, dann gehe ich! — —

Melancholie.

Die Hand, die mich so freudig stets begrüßt,
Die liebevoll ich tausendmal geküßt,
  Die mir ein schönes Leben hat gestaltet,
Von meiner Stirn die Sorgen stets vertrieb,
Mein Haus mir machte so unendlich lieb,
  Ihr warmer Pulsschlag, er ist nun erkaltet!

Das Herz, das an dem meinen klopfend schlug,
Wenn ich sie selig auf den Armen trug,
  Ihr reiches, gutes Herz, es ist gebrochen!
Der Mund verstummt nun, der so manches Wort,
Das mir im Leben ward zum festen Hort,
  In immergleicher Freundlichkeit gesprochen!

Das treue Auge, welches mir erhellt,
Mit seinem milden Strahle stets die Welt,
  Es ist erloschen und sein Glanz verblichen!
Ich murre nicht . . . nur Schwermuth mich erfüllt,
Von dunklen Schatten bin ich rings umhüllt,
  Mit dir ist mir mein Lebensglück entwichen!

Tägliches Sterben.

Wohl trauerst du, wenn du die Rose siehst,
Wie über Nacht der Sturmwind sie zerbricht,
Doch eine Blüthe, die sich kaum erschließt,
Zerknickst du Blatt für Blatt — es rührt dich nicht.
Um Menschen, die im Lebenssturme fallen,
Plötzlich getroffen, deine Klagen schallen.

Doch schlimmer, als wenn dich ein Unglück knickt,
Ist es, wenn trostlos du verzweifelnd ringst,
Wenn in des Tages Qual dein Herz erstickt,
Und immer tiefer, immer mehr du sinkst,
Und tief es fühlst, wie stets dein rastlos Streben
Vergebens ist, und nie dir Sieg gegeben!

Wenn du nicht fühlst, wie deines Herzens Schlag
Verstummet, wie die beste Jugendkraft
Allmählich schwindet, und dir nach und nach
In frost'gem Hauche dein Gemüth erschlafft.
Weit schlimmer, als im Thatendrang verderben,
Ist's Tag für Tag in gleicher Qual zu sterben!

Dir hat die Dichtkunst ihren Glanz enthüllt,
Sie gibt dir höchstes Glück, doch nicht dein Brod;
Von hohem Streben bist du drum erfüllt:
Du willst verdienen, was zum Leben noth.
Und doch — vernimm' zuvor mein flehend Mahnen,
Du giebst die Kunst dahin, ohn' es zu ahnen!

Weißt du auch, was der Riesenkampf verlangt?
Daß er zerstört, was Hohes in dir lebt?
Daß er mit Eisenarmen dich umrankt,
Und was dir höchstes Glück ist, untergräbt?
Du weißt es nicht, und glaubst, daß deine Liebe
Zur heiligen Kunst auch fernerhin dir bliebe.

Weil dich die Muse an die Brust gedrückt,
So glaubst du, könntest nie du untergehn.
Du täuschest dich, von Müh' und Noth bedrückt,
Wirst bald dein Können du erlahmen sehn.
O glaub' mir, schlimmer, als im Sturm verderben,
Ist's, Tag für Tag in gleicher Qual zu sterben! —

Antinous.

Sage, Antinous, stiegst du vom Lichte
Zu uns hernieder auf diese Erde,
Daß die Schönheit, die wir nur ahnten,
Uns verkörpert und sichtbar werde?

Zauber der Schönheit, der deine Glieder
Glanzvoll, wie sinkende Sonne, umfließet,
Der das trunkene Auge, das solche
Fülle zu fassen zu schwach ist, schließet! . . .

Träumend verliert sich dein Blick in der Ferne . . .
Wähnst du dort das Glück, das du suchest,
Du, der beneidete Liebling des Kaisers,
Der deinem Schicksal dennoch du fluchest?

Zwiespalt der Seele: du fluchest dem Manne,
Der dein blühendes Leben gekettet
An das seine, — den dennoch du liebest,
Den du — du wähnst es — sterbend gerettet.

„Ihn zu entziehn einem Leben der Täuschung",
— Also rauschen des Niles Wogen —
„Zu den Unsterblichen ihn zu heben,
Haben den Schönsten hinab wir gezogen! —"

Die Fahrt zum Glück.

Gleite, mein Kahn, durch die rauschenden Wogen!
Trag' mich hinüber zum seligen Strand!
Schon ist der Himmel von Wolken umzogen,
Und vor den Sternen die Sonne entschwand —
  Siehe, schon lockt und grüßt uns das Land!

Wie der Fittich des Vogels die Lüfte,
So durchschneide die Wellen dein Kiel! —
Lockend wehen berauschende Düfte
Zu uns herüber, berückendes Spiel —
  Mancher den Klängen zum Opfer schon fiel.

Schneller durchfurche, mein Kahn, jetzt die Wellen!
Bald — wie pocht mir das Herz — bin ich da.
Thränen der Sehnsucht dem Auge entquellen,
Wie erscheint mir das Land schon so nah,
  Das ich im Traume vieltausendmal sah! —

Ah, wie geschieht mir! die Küste entschwindet
Plötzlich den Blicken, ich seh' sie nicht mehr!
Ist denn mein Auge auf einmal erblindet?
Eben noch drang ein Lied zu mir her,
  Nun ist alles verstummet und leer!

Bangendes Grausen ergreift mich und faßt mich.
Was stellt sich dir denn entgegen, mein Kahn?
Ha, ich weiß es! Mächte, ihr haßt mich,
Ihr, ihr umgebt mich mit schreckendem Wahn,
  Lenket mein Schiff von der sicheren Bahn!

Ha, ich kenne Euch! War ich dem Glücke
Nah schon, ergriff ich den Becher erst kaum,
Zogt von der Lippe ihr stets ihn zurücke,
Wecktet mich jäh aus dem wonnigen Traum,
  Uebrig nur blieb mir der nichtige Schaum!

Dunkler nun wird es … Glück, willst du mich narren?
Glaubst du, zu trotzen mir fehlte der Muth?
Glaubst du, ich würde hier thatlos verharren?
Nein, noch lodert im Herzen mir Gluth!
— Siehe, mein Kahn, wie blinket die Fluth! …

Einen Blick noch hinauf zu den Sternen! —
Wie an dem Himmel es leuchtet und loht! — —
Träumend verliert sich mein Blick in den Fernen,
Dämmernd entschwindet, was je mich bedroht — — —
Glück, deine höchste Huld ist der — Tod!

Göttin Carna.

Göttin Carna! beschirme die Schwelle
Meines Hauses mit sorgender Hand,
Scheuche kraftvoll hinweg von der Stelle
Was zum Kampf gegen mich sich verband!
Weile! — weilt doch bei dir der Segen,
Und zu Füßen dann will ich dir legen
Blüthenkränze, die dankbar ich wand.

Göttin Carna! Wer immer der Thüre
Rein, mit lauterem Herzen sich naht,
Freundlich den ein in das Innere führe,
Stets soll ihm werden Hülfe und Rath.
Doch wer kommt mit lächelnden Zügen,
Hinter denen sich bergen die Lügen,
Laß zu Schanden dem werden die That.

Göttin Carna! Wenn du bei mir weilest
Strahlt das Glück auf mein Haus seinen Schein,
Wenn du Sorge und Noth mit mir theilest
Kann ich ferner nie elend mehr sein.
Weile! weile! — dann kehret der Frieden,
Der mich lange, ach lange gemieden,
In die ruhlose Brust wieder ein!

Göttin Carna! Du kannst mich erlösen
Von der Menschen gehässigem Neid,
Kannst mir ferne halten des Bösen
Saat, aus der nur Verderben gedeiht.
Dir, gesendet, das Schlechte zu richten,
Allen Hader der Menschen zu schlichten
Sei mein Haus in Demuth geweiht!

Ein Wort.

Einst sprachest du zu mir ein Wort —
Aus meiner Seele schwand es fort.

Weil ich den Sinn nicht konnt' verstehn,
Mußt' ungehört das Wort verwehn.

Darüber ging die Zeit dahin;
Du starbst und ich gealtert bin.

Das Wort versteh' ich jetzt und nun,
Nun läßt es nimmer mich mehr ruhn.

Jetzt ist der Wunsch in mir entbrannt,
Zu sagen dir, daß ich's verstand . . .

Tod.

Die ewige Ruhe! — wie sie kühlend
Sich auf die heiße Stirne senkt,
Hat sie der Seele, mitleidfühlend,
Ihr eigenes, schönes Sein geschenkt.

Und wie die hochbeglückte Seele
In ihr des Glückes Ziel erkennt,
Da — daß sie ganz sich ihr vermähle —
Sie bebend sich vom Körper trennt!

Weihnachtszauber.

Ich hör' es rings her um mich schallen,
Vertraute Töne wehn und wallen,
Die ganze Welt ist ein Gebet! . . .
Was ist denn über mich gekommen,
Was webt sich um mich, halb verschwommen?
Ein Traum, der wieder aufersteht!

Wann war's, da ich zuerst ihn träumte?
War's damals, als die Jugend schäumte
Um mich in selig-süßem Spiel!
War's damals, als die Weihnachtskerzen
Sich spiegelten im Kinderherzen —
Ein wundersames Glücksgefühl?

Und zieht es heut' nicht wieder leise
Mich aus des Alters ödem Gleise?
Durchbebt es mich nicht ahnungsvoll,
Daß ich noch einmal vor dem Scheiden
Vergessen soll mein tiefes Leiden,
Zum Kinde wieder werden soll?

Zum Born bin ich hinabgestiegen,
Wo meines Glückes Keime liegen,
Und heb' es, neu gestärkt, empor . . .
O Weihnacht, sinke nun hernieder,
Das Glück, die Jugend hab' ich wieder,
Hab' wieder, was ich längst verlor! — —

Zwei einsame Menschen.

Zwei einsame Menschen,
Sie irren durch's Leben,
Sie irren und suchen,
Und suchen — und streben — —

Mit Weh im Herzen,
Totmüden Füßen,
So irren sie weiter
In nutzlosem Büßen . . .

Zwei einsame Menschen,
Sie treffen zusammen,
Ineinander fluthen
Ihre Seelen und flammen —

Doch zu spät — o zu spät ist's!
Wie die Augen auch brennen,
Zu spät gefunden — —
Sie müssen sich trennen!

Vorüber — vorüber — —
In rastlosem Fliehen,
Mit dem Weh und der Sehnsucht
Die mit ihnen ziehen.

Und weiter sie schreiten . .
Die Ketten klirren — —
Zwei einsame Menschen,
Sie suchen und irren —
— — — — — — —

„Die weite, weite Welt —“

O Welt, wie schön, wie wunderbar schön!
Rings Sonnenleuchten auf allen Höhn —
  Die Arme sehnend ich breite.
Rings neu erwachenden Lebens Klang,
Rings Blüthenduften und Vogelsang —
  Wie traumverloren ich schreite!

Wie traumverloren durch all' die Pracht!
So blau der Himmel hernieder lacht —
  O könnt' hinauf ich mich schwingen!
Ich bin gebannt, doch mein jubelndes Lied
Mit dem frühlingsathmenden Winde zieht
  Empor in verhallendem Klingen . . .

Und weiter schreit' ich — o Welt, wie weit!
Wie grenzenlos deine Herrlichkeit,
  Rings Schönheit und kein Ende!
Und wanderte ich Tag aus, Tag ein
In die blühende Welt immer weiter hinein
  Den Grenzstein — ich dennoch nicht fände!

Verlassen.

1.

Lebte ruhig auf meiner Haid'
  Ohne Wunsch und Verlangen . . .
Alles, alles ward anders, als er
  Kam, und sein Arm mich umfangen!

Habe nur immer und immerfort
  Ihm in das Auge geschauet,
Und seinen Worten, schmeichelnd und süß,
  Ohne zu fragen, vertrauet.

Habe nur immer an ihn noch gedacht — —
  Eilig entschwanden die Tage.
Weshalb kommt er so plötzlich nicht mehr?
  Einsam steh' ich und klage . . .

Aus meinem trauernden Auge fällt
  Eine Thräne hernieder — —
Thräne, du sagst mir: ich ward getäuscht!
  Sagst mir: nie kehrt er wieder! — —

2.

Ich folgte deinen Spuren
In ferne Weiten nach,
  Ich wähnte dich zu finden . . .
  Weh meinem Unterwinden!
Auf fremden, öden Fluren
Mein Herz verlassen brach!

Ich hab' das Ziel verloren,
Du gingst zu schnell voran
  In Fernen, unermessen . . .
  Mein hast du nun vergessen,
Die einst du auserkoren
Dir nun nicht folgen kann!

Nun schweift mein suchend Sehnen
Geängstet hin und her,
  Mein Muth ist mir genommen . . .
  Den Weg, den ich gekommen,
Ihn findet, voll von Thränen
Mein Aug' zurück nicht mehr! . . .

3.

Durchwandre die Welt!
Wirf ab, was dich hält:
Du wirst dennoch nimmer gesunden!
Der heimische Heerd,
Dort draußen entbehrt,
Bei Fremden gesucht, nie gefunden,
Wird dann dir werth!

Durchwandre die Welt!
Wirf ab, was dich hält,
Und suche ein Herz, wie das meine!
Wenn der Rausch verweht,
Zurück er doch geht,
Dein Weg zu mir — doch ich weine,
Und fürchte, du kommst zu spät . . .

Glückliche Fahrt.

Glückliche Fahrt! — Nimm hin meinen Segen,
Wie nur die Mutter ihn geben kann.
Laß mich die Hände auf's Haupt dir legen —
Könnte doch stets ich auf deinen Wegen
Bei dir sein, mein geliebter Sohn!

Siehe, du fährst nun hinaus auf die Wogen
Eines Lebens mit feurigem Muth,
Viele schon hat es gelockt und betrogen,
Und hinab zu der Tiefe gezogen —
Aus der Wenige nur kehrten zurück.

Noch weiß ich nicht, wie — wenn du gegangen —
Meine liebende Seele dich mißt.
Wie werde um dich ich sorgen und bangen,
Wenn meine Arme dich nicht mehr umfangen,
Nicht mein Auge in deines mehr schaut!

Doch dich fordert das Leben! So lerne
Während du scheidest, zuerst seinen Ernst!
Dich begleiten — wie droben die Sterne
Heiße Wünsche hinaus in die Ferne —
Lebe wohl denn — und: Glückliche Fahrt!

Fraß.

Die Nacht flog lautlos durch den Weltenraum.
Da starb auf einem Stern, entfernt den andern,
Auf dem seit ungezählten Jahren sich
Ein freudloses Geschlecht, dem Unsern gleich,
Emporgerungen aus der Nacht des Nichts,
Das letzte Licht, und mit starb das letzte
Athmende Leben und der letzte Laut.
Doch rollte er im alten Gleise fort,
Von der Gewohnheit Macht durch Nacht getrieben.

Und der Verwesung Dünste stiegen auf,
Und füllten rings betäubend alle Luft.
Die witterte auf einem Nachbarstern
Ein scheußliches Geschlecht von wilden Vögeln.
Da flogen sie in dichtgedrängter Schaar,
Die pestdurchtränkte Luft mit Flügeln peitschend,
Hin zu dem Stern durch dämmerstille Nacht,
Nur angelockt von gierig-eklen Trieben.

Doch als dem toten Stern sie krächzend nahten,
Scheuchte das schweigende Entsetzen sie . . .
Nur einer flog von Gier getrieben weiter,
Und senkte sich auf den erloschenen Stern.
Sein hungernd Auge trotzte allem Dunkel.
Da sah er nah sich eine dunkle Masse
Blutlosen Fleisches und sein Schnabel hackte
Sich lautlos in den Leichnam. Doch da zuckte
Ein letzter Funke Lebens durch die Adern,
Und kalte Hände griffen nach dem Unthier,
Und würgten sich in seine blutigen Federn.

Da flog der Geier kreischend auf, doch hob
Er seine Beute mit sich in die Luft,
Die seinen Hals fühllos umklammert hielt.

Er flog durch Weiten, die er hergekommen,
Und tiefer grub sein Schnabel in das Fleisch.

Da traf das erste Licht den Flug der Beiden,
Und der Gestorbene schlug sein Auge auf,
Und schauderte — und stöhnte auf — und starb.
Und seine Finger ließen jäh sich los,
Und senkrecht fiel der seelenlose Körper . . .

Doch riß das Thier mit seinem Schnabel noch
Sich einen Fetzen kalten Fleisches los.
Den würgte es, als krächzend es voll Wuth
Durch leere Weiten spurlos weiter flog.

Mahnung.

Vor dir liegt nun neu erschlossen
In des Frühlings Arm die Welt,
Und ihr neu erwachtes Leben
Deinen Blick gefangen hält.

Mag er hierhin — dorthin schweifen,
Ueberall sieht er die Spur
Kräftigen Werdens und es ruft dich
Liebreich zu sich die Natur.

Aber nur, wenn deine Seele
Sich ihr ganz und voll erschließt,
Sie dir in dein tiefstes Wesen
Ihres Zaubers Fülle gießt.

Oeffne auch dein inneres Auge
Solchem friedereichen Schaun.
Und in dir wird unbewußt sich
Eine neue Welt erbaun.

Eine Welt, in die du flüchten,
Einst zu jeder Stunde kannst,
— Zwiefach wirst du dann die Stunde
Segnen, wo du sie gewannst.

Da kam die Stunde! —

Dein Leben war an frohen Stunden
So arm, wie's reich an schweren war,
Mit Dornen hat dein Haupt umwunden
Der stet'gen Sorgen bleiche Schaar.

Auf deiner hohen Stirne haben
Die Schmerzen, die dich einst durchwühlt,
Ihr scharfes Zeichen eingegraben, —
Dein Auge zeigt, was du gefühlt,

Wenn du in Nächten, einsam-stillen,
Mit heißer Stirne grübelnd sannst,
Und dann durch deinen starken Willen
Den Frieden dir zurückgewannst.

Daher dein ruhiges Gebahren,
So einfach, und so würdig doch,
Dein Lächeln, wenn du mußt gewahren,
Wie weit vom Ziel die Menschen noch.

Ich fühlte hin zu dir gezogen
Mein Sein, doch war es Liebe nicht,
Auch du warst freundlich mir gewogen,
Wie mit dem Kind der Vater spricht.

Da kam die Stunde . . . Für das Rechte
Voll einzutreten da es galt.
Wie bog im Staub sich da das Schlechte
Vor deines Auges Zorngewalt!

Berauschend floß von deinem Munde
Der Rede Strom, und bahnte sich
Den Weg zum Recht — seit dieser Stunde,
Seit dieser Stunde — lieb' ich dich! — —

Abendlicht.

Am Waldesrande ging ein armes Weib.
Das jüngste Kind lag an der matten Brust,
Und an der rechten Hand hielt sie das Andre.
Das jauchzte auf in kindlich-heller Lust
Als durch die Baumeskronen golden glänzte
Das Abendlicht der Sonne, und den Pfad
Mit einem lichten, letzten Strahl beschien,
In den der Fuß des armen Kindes trat.
  Da ließ es schnell die Hand der Mutter los,
Und beugte nieder sich, den hellen Schein
Mit seinen Händchen zu erfassen. Doch
Die Mutter sprach: „Komm' weiter! Laß das sein!
Das da — ist nicht für uns!" — und zog es auf.
  Und weiter schritten sie, indeß zur Rüste
Die Sonne ging, aufflammend heiß und fahl.
Des Weibes abgehärmte Züge küßte,
Die toten Augen lind ihr letzter Strahl.

Moderne Jugend.

Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Schiller.

I.

Wie viel vergißt der Mensch doch! — — Eine Grenze
Ist scharf gezogen zwischen erstem Lenze
Der Jugend-Jahre und dem ersten Tage,
An dem das Leben uns mit ernster Frage
Begegnet: Bist du auf mich vorbereitet?
Bis hierher war dein junger Fuß geleitet
Von Anderen, jetzt muß er selber gehn,
Auf fremdem Boden soll allein er stehn! —

Wie viel vergißt der Mensch doch! — er vergißt,
Wenn er die Bahn, die damals er betrat,
Und die bis heute er gegangen, mißt,
Und sich erinnert, wie ein neuer Pfad
Sich aufthat, — daß ein starkes Etwas ihn
Zwang diesen Weg zu gehn, auf dem er ziehn
Die Meisten sah; — vergißt, was da es war,
Das ihn hineinzog in die große Schaar,
Und ihn nicht ließ, sich frei die Pfade wählen,
Auf denen fern dem Schwarme Jene schreiten,
Die ihre Kraft im Widerstande stählen! —

Ein Schatten will sich vor sein Auge breiten.
Doch er vergißt, daß dieser düstre Schatten
Schon seiner Jugend Glück sich durfte gatten,
Den Jüngling durfte in das Leben leiten!
Doch mancher, welcher weiter geht, und denkt:
Woher der Schatten? wird doch hingelenkt
Auf seine frühe Jugend — und mit Grauen
Muß er schon dort des Schattens Dunkel schauen,
Von dort sich hin über sein Leben recken,
Und noch nach ihm die grauen Arme strecken.
Wem aber einer solchen Stunde Klarheit
Je kam, der künde ihre herbe Wahrheit!

II.

Vor deinem Blicke steigt die Jugend auf.
Du greifst aus ihrer Jahre ödem Lauf
Dir einen Tag heraus. Ein Sommertag
Hebt deinem Blick sich. Draußen Sonnenlicht,
Das lebensfreudig warme Strahlen bricht
Auf alles Leben; heller Vogelschlag,
Und Blüthenduft — und hier ein großer Saal,
Kahl seine Wände, und auf Bänken, schmal
Und eng, du eingepfercht mit einer Knabenschaar,
Die ungeduldig, unwirsch und zerstreut
Den trocknen Worten eines Mannes lauscht,
Der jeder Lust zu seinem Amte baar,
Von dessen Lippen aber wichtig rauscht
Der Rede Strom, die ewig wiederkäut,
Was weder ihn noch andere erfreut . . .
Und immer tiefer sinkt die Oede nieder.
Vor den getrübten Scheiben blüht der Flieder,
Und während er ans Fenster winkend nickt,
Wird drinnen deine Freudigkeit erstickt
In eklem Staub, wird drinnen unverhohlen
Von fremden Händen deiner Jugend Glück
Mit jedem Stundenschlage dir gestohlen! —

Du riefst dir e i n e Stunde nur zurück!

III.

Nur e i n e Stunde! Und schon bebt dein Herz
In jäh erwachtem, ungestümem Schmerz
Und diese e i n e Stunde, wo den Schein
Der Sonne man dir raubte, und dich ein
In kalte Mauern sperrte . . aber weiter!
Das war nur eine von den tausend Stunden
Von denen nie du kannst — und nie — gesunden,
Wie schön dir auch das Leben und wie heiter
Es jetzt dir lachen mag — — des Staubes Schicht,
Die sich erstickend auf dein Herz gelegt,
Die nie ein freierer Lufthauch fortgefegt
In all den Jahren, sie ist allzu dicht! . . .
Weißt du, was alles unter ihr begraben
Für immer liegt? — Es ist des Lebens Mai,
Es ist der Jugend erste, frohe Kraft,
Es sind die starken, eingeborenen Gaben,
Die so beengt, sich nimmer voll und frei
Im ernsten Lebenkampf entwickelt haben.
Was einst so hoffenswerth und groß gewesen
Es ist geknickt im Keime, und erschlafft
Ist unter diesem Staub dein bestes Wesen,
Dein eigenstes — und fühlst du je es kranken,
So wisse: deiner Jugend mußt du's danken!

IV.

Du kannst ja nichts dafür! — Ach nein, es wäre
Dein Fuß wohl lieber froh dahingesprungen,
Statt daß dein junger Geist sich matt gerungen
Schon früh und mit unsinnigem Wissens Schwere
Belasten mußte, die dich jetzt noch hemmt,
Noch deinem Können sich entgegenstemmt.
Dafür hast du, du Armer, nichts gekonnt . . .
Sie haben früh zur Schule dich gesandt,
Dich früh an thöricht-strenge Pflicht gebannt,
Mit Bücherstößen früh dich schon beladen —
So kam dein frischer, junger Geist zu schaden,
Und selten hat er sich beglückt gesonnt
Am Licht der Weisheit, jenem echten Licht,
Wie nie durch unsrer Schulen Nacht es bricht!
Da saßest du, über die Bank gebückt,
Die zarte Brust gekrümmt und eingedrückt,
Mit heißem Auge, wirrem Sinn; auf Wegen
Geleitet, deren Ziel dir unbekannt —
Und allzu früh gereift war dein Verstand
Vorausgeeilet deines Herzens Schlägen,
Die noch den kindlich-frohen Spielen schlugen,
Und noch mit kleinen Wünschen gern sich trugen,
Noch hoffend, noch vertrauend. Aber schon
Klang durch dein Denken hin der schrille Ton
Des Mißklangs unsres Daseins. Früh genug
Ahntest du alles Lebens grausen Fluch — —
Warum war ihm vergönnt, auf grüne Matten
Der Jugend schon zu werfen seinen Schatten?!

V.

Was hast du alles nicht gelernt — doch sag:
Was hast denn von alledem behalten?
— Wie war so heiß einst deines Herzens Schlag,
In totem Wissen mußte er erkalten,
Denn selbst die glühendste Begeisterung,
Die Jugend leihn mag, muß allmählich weichen,
Wenn jahrelang ihr harte Steine reichen
Statt Brod die Hände, die den hohen Schwung
Hin auf die rechten Pfade lenken sollten.
Wer hat gezählt, wie viele Perlen rollten
Hin in den Sand, die in der Menschheit Krone
Als edelste zu glänzen würdig waren!
Und die nun in den thatenlosen Schaaren
Der großen Menge spurlos untergingen? —
Du birgst dein Haupt, und willst, daß ich dich schone —
Doch nein, ich will dir herbste Wahrheit bringen.
Du sollst der Jugend Jahre wieder gehn,
Und dann mir sagen, ob ich recht gesehn.

VI.

Du warst ein Kind noch, als der Mutterhand
Man dich entzog und an die erste Pflicht
Den heitren, leichten Sinn des Knaben band.
So lähmten sie den ersten Flug der Schwingen,
Und nun begann das freudelose Ringen,
Das Stufe dich für Stufe — aufwärts nicht —
Nein abwärs führte; das gequälte Klimmen
Von Klasse auf zu Klasse; Jahr für Jahr
Das öde, feige Mit dem Strome-Schwimmen,
Das ohne Zweck und ohne Ziele war.
Wie oft hat dein gesundes Fühlen sich
Dem aufgezwängten Joche heiß empört,
Wie oft gefragt, im Innersten verstört,
Wenn du es sahst, wie eine Stunde wich
Der anderen in zwecklos-starrem Quälen:
Wer hat das Recht, die Jugend mir zu stehlen?
Und doch bist mit den Andern du gegangen,
Denn die Gewohnheit trieb auch dich zu ihnen,
Und zwang dich, ihrem hohlen Schein zu dienen,
Und so bist du mit Hangen und mit Bangen
Geschoben halb so langsam aufgerückt,
Zum Ende auch gelangt. Da standst du nun:
Von nutzlos-dumpfem Wissen schwer bedrückt;
Erlahmt die allzu-hochgespannte Kraft;
Dein Geist zu eigenem Denken schon erschlafft;
Und ohne Lust zu fernerm, frohen Thun;
Noch jung dem Jugendboden schon entrissen —
Doch aufgebläht von dünkelvollem Wissen.
Voll Hochmuth nieder auf die Andern schauend,
Und doch der eigenen Thatkraft nicht vertrauend,
Ein Zerrbild deutscher Jugend!.. Schon vergangen

Der Glanz der Augen, und das Roth der Wangen,
Und übersättigt mit der trockenen Kost
Nutzlosen Wissens — — doch dir blieb der Trost,
Daß du in deinen Händen hieltst das Pfand,
Das dir mit Ziffern deines Wissens Größe
Bezeugte, mächtig groß — nicht groß genug
Um deines Geistes tiefgeheime Blöße
Zu decken ... So beladen mit dem Fluch
Der Selbsttäuschung nahmst Abschied von dem Land
Der Jugend du — und dich empfing das Leben.
Du konntest ihm dein Bestes — nicht mehr geben.

VII.

Wenn kaum die Nacht vorbei schon hin zur Schule,
Und noch der Tag in halbem Schlummer lag,
Und in der Luft, die wie aus einem Pfuhle
Erstickend dir entgegenschlug, den Tag
Verbracht! . . . und wenn er endlich dich erlöste,
Daheim noch über Büchern stundenlang! . . .
Und wenn der Schlaf dich übermannte, flößte
Er Angst dir vor dem nächsten Tag noch ein! . . .
Und diese grausam-niederlahmte Pein
Schob sich in deine Träume, wirr und bang! . . .
Dazwischen wohl ein fahler Sonnenschein,
Wie er im Herbst durch kahle Zweige zittert,
Doch selten eine ungetrübte Stunde,
Die nicht vom nächsten Tag voraus verbittert!
Und das so Jahre lang! Und diese Wunde,
Hier offen, hier verhüllt, sie frißt an allen!
Wohl lachst du heute . . . doch gesetzt, du wärst
Mit deinem Denken frei herausgetreten,
Und hättest es gesagt: „das, was du lehrst,
Ist für mich nutzlos"; „heuchlerisch dein Beten" —
Wie wären sie nicht Alle hergefallen
Ueber den Frechen mit ergrimmtem Eifern:
„Er wagt es, seine Lehrer zu begeifern!"
Und damals fehlte dir der Scharfblick noch
Das Ganze zu durchschaun; die Kraft, das Joch
Mit einem Rucke von dir abzuwerfen.
Und als die Jahre kamen, wo sich schärfen
Dein Auge mußte, wolltest vor dem Ziele,
Das dir den Weg in's Leben bahnen sollte,
Du nicht im Rückstand bleiben gegen Viele.

Du sahst die Zeit, die stetig abwärts rollte,
Und schwiegst, und unterdrücktest deinen Groll,
Und als das Maß zum Ueberlaufen voll,
Hat dir der Muth, der lang gebändigte,
Gefehlt; dein dumpfer Sinn verständigte
Sich mit dem Tage, den er hassen mußte.
Und so bist du ins Leben eingetreten,
Das erst nichts mit dir zu beginnen wußte,
Und nahmst die Lüge mit von jenem Ort,
Die wucherte nun munter fort und fort —
Du wurdest nicht so stark, sie auszujäten!

VIII.

Und immer wieder kehrt der starre Blick
Zu längst Vergessenem mit Scheu zurück,
Und immer klarer wird er: was schon lang
Im Strom der Jahre spurlos untersank,
Taucht wieder auf, und seine Wurzeln legen
Sich deinem Spüren blos, du siehst, daß eng
Verknüpft sie sind mit deines Lebens Wegen.
Der Wahrheit Blick ist unerbittlich streng!
Du schlägst die Hände vor die heiße Stirn
Und bittrer Groll zuckt durch dein fiebernd Hirn —
Ich rief sie dir! und all' die Stunden steigen
Dir wieder auf, verbracht in stetem Bangen,
Du siehst, wie sie nach dir die Hände langen,
So elend waren sie — nun hilft kein Schweigen!
Siehst ihr Gefolge: all die kleinen Lügen,
Nicht zu umgehn; das häßliche Betrügen,
Von Noth gefordert; der gehässige Streit
Mit den Genossen; und der schlimme Neid
Auf diese; frühen Ehrgeiz, hingelenkt
Auf falsche Ziele; und das feige Bücken
Um Gunst; das Hinten-um-sich-drücken —
Und alles in den Schulstaub eingezwängt,
Mit stetem Schweiß und steter Angst vermengt!
Und früh sahst du, wie nur dem Streberthum
Die Krone des Erfolges winkte: Ruhm.
So war der Kreis, in dem man fest dich hielt,
In dem sich deine Jugend abgespielt —
Frag' dich: was du verlorst, was du erzielt!

IX.

Für Schönheit schlug dein Herz. Du hättest gern
In vollem Zug am Borne der Hellenen
Sie eingesogen. Doch du sahst den Stern
In Staub versinken, dem dein junges Sehnen
In heißer, ungestümer Liebe schlug.
Denn wenn dich die Begeisterung aufwärts trug
Zwang man sie nieder in der Sprache Bann,
Doch statt, daß ihren Sinn verstehn du lerntest
Um sich zu freun an ihrer Schönheit, sann
Man nur darauf, daß du dich mehr und mehr
Im Schwulst sinnloser Regeln ihr entferntest.
Man gab dir die Gesänge des Homer . . .
Du lasest sie und konntest dich nicht laben
An ihren schlichten, zaubervollen Gaben,
Und nahmst du sie zur Hand in spätern Jahren,
Dann mußtest du mit bittrem Zorn erfahren,
Daß dir derselbe Staub entgegenflog,
Den damals deine Seele in sich sog . . .

X.

Du hast nach Wahrheit und nach Licht verlangt,
Doch statt den Blick dir für das Falsch und Echte
Zu öffnen, lehrten dich die feilen Knechte,
Daß Ruhe sei die erste Bürgerpflicht.
Da war kein Einziger, der dir frei gesagt:
An ungezählten Vorurtheilen krankt
Die Menschheit und nur wer voll Muth es wagt,
Und ihre Ketten Glied für Glied zerbricht
Mit eignen Handelns Kraft, der liebt die Welt
Mit wahrer Liebe als ein echter Held!
Und da war Keiner, der dir diesen Muth
Zur Wahrheit eingeflößt, auf dich gestellt
Und zwischen Wahn und Irrthum hingetrieben,
Ward kühler mählig dein begeistert Lieben,
Und was an eigener Kraft in dir geruht
Ging langsam unter in dem großen Schwarm . . .
Von Haß und Liebe ist dir — Nichts geblieben!
Du schwiegst — und schwiegst — so blieb es kläglich-arm,
Dein Leben, das so reiche Keime barg,
Und frägst du jemals dich nach ihrem Sarg —
— Frag deine Jugend! — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

XI

Man lehrte dich, es sei ein Gott da droben,
Man müsse seine weise Allmacht loben.
Sie ließen für sein Dasein Zeugniß legen
Am Altar dich. Doch du wardst nie gefragt,
Ob deiner Seele tiefstes, bestes Regen,
Dir je es unumstößlich klar gesagt:
Es ist ein Gott! — Du aber sprachest nach,
Was sie dir sagten. Kaum ein Zweifel brach
Hin durch die Nacht, mit der sie dich umdüstert.
Und ob die Wahrheit oft in dir auch sprach,
Ob Reue auch dich oftmals wachgeflüstert:
Du sahst, die Andern thaten das Verlangte,
Und du — gehorchtest, ob dir heimlich bangte . . . .
O Schmach und Schande! War denn Keiner da,
Kein Einzger, der dich warnte: Hast du auch
Zuvor geprüft dich, ob des Mundes Hauch,
Der schwörende, aus deinem Innern weht?
War keiner dir in dieser Stunde nah? — —
Du schwarst — und logst! Denn Lüge das Gebet,
Das nicht dem tiefsten Glaubenssinn ersteht!
Du logst! Und wußtest nicht, wie sehr du logst,
Daß du mit dieser Lüge dich betrogst
Um deines Wesens bestes, wahrstes Heil! . . .
Und doch — du hattest nur geringes Theil
An diesem Trug. Die Schuld fiel Jenen zu,
Die ihre hehrste Pflicht mit Füßen traten,
Und in gewissenlos-gewohnter Ruh
Dich zwangen, eine Formel zu erfüllen,
Statt deinem Blick die Wahrheit zu enthüllen.
— Und was für Früchte keimten solchen Saaten?

XII.

Ein Jeder hat der Ketten Druck gefühlt,
Die jahrelang die Seele wund gerieben.
Und hat das Leben mählig abgespült
Die Last auch, Etwas ist dennoch geblieben.
Schamlose Heuchelei und Unverstand
Träger Gewohnheit Feigheit, die noch schlimmer
Als Jene Beiden, haben sich noch immer
Verbunden. Fester weben sie das Band
Noch jetzt von Tag zu Tag. Dasselbe Joch,
Das einst auf unsern Stirnen ehern lag,
Es liegt auf unsrer Kinder Nacken noch,
Und keine Hand kam, die es muthig brach.
O Schmach der Zeit! Wohin wir heute sehen
Schweift durch die Lande freieren Windes Wehen,
Doch an die Wurzel alles Uebels legen
Die Axt wir nicht, die Fäule auszuroden.
Die wuchert munter fort auf altem Boden,
Erstickend schon im Keim der Zukunft Segen.
Wohl hier und da ein schwächlich-kleines Klagen,
Doch nirgend ein befruchtend-freies Wagen ...
Und keiner unter uns ist frei von Schuld,
Der weitergeht in schmählicher Geduld!

XIII.

Erinnerung hat vor ihres Thrones Stufen
Dir deine Jugend nun zurückgerufen,
Doch hat sie dir ein trostlos Bild gezeigt.
Dein Mund will reden, doch er zuckt — und schweigt.
Es ist zu spät zu klagen, anzuklagen! —
Doch er muß immer wieder bitter fragen
Wo waren die, die mit erhabener Liebe
Bewachten deiner Kindheit erste Triebe,
Daß sie die Keime dann zertreten ließen,
Die sie gepflegt?! — Sahst du denn, Mutter, nicht,
Wie sich dein Knabe mühsam jahrelang
Hinquälte in so grausam-hartem Zwang,
Daß er verlernte, was es heißt: genießen?
Du sahst es und du brachtest ihm kein Licht?
Und liebtest ihn so zärtlich — aber stärker
War die Gewohnheit, die es mit sich bringt,
Daß man die Jugend einsperrt in den Kerker,
Wo sie verlernt, wie schön die weite Erde,
Wie hold die Blume blüht, der Vogel singt,
Wo sie vergißt, daß in der eigenen Brust
Ein junges Herz ihr klopft voll heißer Lust,
Das nichts verschuldet, daß es elend werde . . . . .

XIV.

Die Jugend sei für uns die Mutter-Erde,
Aus der, Antäus gleich, wir neue Kraft
Uns ziehen dürfen immer, immer wieder,
Daß unser Können immer stärker werde,
Wenn unser Muth dem Strebensziel erschlafft
Und uns das harte Leben beugt danieder.
Zu ihrem reichen, ungetrübten Glück
Soll jeder Arme wiederkehren dürfen,
Wenn ihm das Leid kein andres ließ zurück.
Aus ihrem Quelle soll er Labung schlürfen,
Wenn ringsum wasserlose Wüste starrt.
Du schweigst und sinnst . . . ja dir, du Aermster, ward
Die Jugend nicht gegönnt, doch deinen Kindern
Vermagst du gleiches Schicksal zu verhindern.
Laß ihre Jugend ungetrübter sein
Als deine war; laß vollen, klaren Schein
Der Wahrheit über ihnen sich entfalten,
Dann werden sie einst kommen und dir danken,
Daß du ihr Bestes ließest nicht erkalten,
Zu freien Menschen sie gemacht, statt kranken.
Du fluchst der Hand, die aus dem Paradies
Der goldnen Jugend schuldlos dich verstieß —
Du legst die Hände müssig in den Schooß,
Und deine Kinder trifft dasselbe Loos!
Zu schwach, gewohnte Ketten zu zersprengen
Laß dich nicht in die alten Gleise zwängen,
Laß nur auf ihnen die Beschränktheit schreiten —
Für deine Knaben suche freiere Weiten!

XV.

Und unsere Zeit bedarf der Mannes-Thaten,
Der freien Stirnen und der warmen Herzen,
Um rücksichtslos die Lüge auszumerzen.
Dann wird der großen Schaar sie gern entraten,
Die auf das Alte unverständig schwört,
Dem Ruf der neuen Zeit ihr Ohr verschließt,
Weil ihr verhaßt, was ihre Ruhe stört.
Doch muß der Quell zuvor gereinigt werden,
Aus dem das Ewig-Neue sich ergießt,
Dann wird ein neuer Frühlings-Tag auf Erden
Uns künden, daß schon wieder eine Nacht
Des Irrwahns an dem Licht der Wahrheit starb.
Und wie mein Wort, von tiefem Zorn entfacht,
Hier für das ewige Recht der Jugend warb,
Das täglich, stündlich sie mit Füßen treten,
So weiß ich, wird die Fluth der großen Zeit,
Auch dieses Uebel mit der Wurzel jäten.
Dann wird, von Unnatur und Zwang befreit,
Uns eine starke Jugend schön erstehen,
Von der erfüllt wir unser Streben sehen,
Und wo wir selbst in Wolken Staubs gegangen,
Wird heitres Sonnenlicht die Nachgeborenen
Mit warmen, vollen Strahlen mild umfangen...
Und mußten wir die Jugend auch dahin
Dem Wahne geben — ziehn doch Spätgewinn
Wir so noch aus der schmerzlich uns verlorenen! . . .

Martha.

Ein Gedicht eines Anderen.

Ich sah sie zweimal nur — sie war der Traum,
Der einzige, meiner freudearmen Jugend.
Ich sah sie zweimal nur — die kurzen Stunden,
Sie wurden mir zum Inhalt meines Daseins.
Und doch! — es gab auf dieser ganzen Erde
Wohl keinen Menschen, dem so wenig Antheil
An ihrer Liebe ward, wie mir — —
Der Bettler, der an ihrem Wege kauernd
Um eine Gabe flehte, dem ein Blick
Des Mitleids zu sich wandte, ihm ward mehr,
Als jemals mir — und dennoch, dennoch! — —
Ich weiß es wohl, ich wußte es auch immer,
Wie arm ich war — so hab' ich nie gehofft.
Oder ist jahrelange, wilde Qual,
Ist fiebernd, nie gestilltes Sehnen Hoffnung?
Ja, dann — hab' ich gehofft! — doch jeder Hoffnung
Folgt Täuschung, oder folgt Erfüllung
Mir reifte keins von beiden, keins! — und doch! —
Lacht nicht! — Sie war der Traum mir meiner Jugend!
Ihr wißt nicht, was das heißt: dem scheuen Jüngling
Die erste Blüthe auf dem steinigen Pfade
Des Lebens, und dem ernsten, reifen Manne
Das Urbild jenes ewigen Räthsels „Weib!"
Des Räthsels, dessen Lösung nie er fand,
Und die er dennoch tief erschauernd ahnte,
Indem in jedem eigenen Pulsschlag er
Den ihren fühlte — Martha! — Martha! — — Martha! — —

Wann ich zuerst sie sah, zum ersten Male? —
Ich weiß es noch, als wär' es heut' gewesen.
Den hohen Saal durchfluthete ein Meer
Von jenem Licht, das feind dem Licht des Tages
Vergoldet und verhüllt mit leichtem Schleier,
Den jenes oft mit rauher Hand zerreißt.
Nur widerwillig war ich hingegangen,
Und lehnte nun, ein schlechter Tänzer, müssig
An einem Pfeiler und mein Auge schweifte
Hin über den mich bunt umwogenden Schwarm.
Das glitzerte und rauschte, lärmte, schwebte
An mir vorbei in nimmer müdem Spiel:
Entblößte Nacken, blendendweiße Arme,
Knisternde Seide, silberhelles Lachen,
Und eine Fluth von Duft und Glanz und Leben,
Das Alles eine Welt für sich, so glänzend,
So märchenhaft, doch leider nur ein Märchen,
Dem Eines nur und Alles fehlte: Wahrheit!
Da sah ich sie — — da sah ich sie zuerst! —
Und alle Sinne stockten mir, ich bebte!
Gehüllt in seidenweiche Flitter flog sie
Von Arm zu Arm, ein leichtbeschwiegter Falter,
Aus Duft und Licht gewoben, um die Menschen,
Die thörichten, zu blenden, zu berücken.
Und meine Augen hingen heiß an ihr
Und folgten ihr von jenem Augenblick . . . .
Jetzt lachte sie — und wieder rann es wild
Durch meine Adern und es regte sich
In mir wie Furcht vor etwas Namenlosem —
Dann wieder zogs wie leiser Frühlingsathem,
Wenn er die feinen Knospen innig wachküßt,
Durch meine ahnungsfrohe Seele hin . . . . .
Und dann — wo nahm den Muth ich dazu her? —
Dann ging ich auf sie zu, verneigte mich,
Und dann, — dann schlang ich meinen Arm um sie,

Und von dem Takte der Musik getragen
Flogen wir hin — o selig-süßes Wiegen!
Als dann die Klänge stockten, sprachen wir.
Nein, sie sprach nicht, sie hörte theilnahmlos
Den Worten zu, die ich gedankenlos
— Denn all' mein Denken war von ihr gefesselt —
Ihr sagte — und indessen flog ihr Auge,
Ihr dunkles, großes hin über die Menge.
Weit, weit hinaus — wohin? — o wohin flog
In jenen Augenblicken wohl ihr Blick,
Aus dessen Abgrundstiefe schimmernd-feucht
Der Thau der unberührten Unschuld glänzte? . . .
Dann sprach auch sie mit seltsam kalter Stimme,
Ich hatte sie gefragt — leer wie die Frage,
War auch die Antwort, — und dann kam ein Andrer
Und ich verneigte mich, und noch ein Blick,
Der kaum von ihr gesehn, erwiedert wurde, —
Dann trat zurück ich zu dem Pfeiler wieder,
Und wieder folgten meine Augen ihr.
Und Tanz um Tanz zerflog — ich stand und schaute,
Trotzdem das Herz mir schmerzte, als ob ihm
Mein warmes Blut entsauge eine Schlange,
Tropfen um Tropfen in die Ader flößend
Mir ein verderblich-süßes Gift dafür,
Das alle meine Sinne mir umspann.
Da schrak ich plötzlich auf, denn vor mir stand
Des Nachbars Tochter, an die Brust mir heftend
Lächelnd des Ordenzeichens Flittergold —
Ja so, es war ja „Damentour" — wir tanzten.
Und während ich der Jugend Spielgenossin
Im Arme hielt, glaubte ich sie zu halten,
Und als für uns der Tanz beendet war,
Stieg jäh der Wunsch in meinem Herzen auf:
Wenn sie nun zu mir käme, mich zu schmücken! —
So thöricht klammerte mein heißer Sinn

Sich an ein eitel Spielwerk, daß des Herzens
Erregten Schlag ich deutlich klopfen hörte.
Wie stolz die Andern auf die Orden waren!
Als wären's wirkliche — nun schließlich, war
Der Unterschied so groß denn? — Doch wohl kaum! —
Sie flog von einem zu dem andern lachend,
Ich aber stand — und hoffte immer noch.
Und sie kam n i c h t -- und mit dem letzten, schrillen
Aufklang der Töne ging ich still hinaus,
Und draußen lacht' ich hell und bitter auf.
Ich lachte über mich — mit vollem Rechte!
Nein, ich will wahr sein: darum lacht' ich auf,
Den schrillen Aufschrei meines wehen Herzens
Zu übertönen, daß ihn Niemand höre! —
Ich trat hinaus und ging den Weg hinab,
Nur fort, nur fort — wohin, das war ja gleich!
Und es war mir, als zöge vor mir her
Ein leuchtend Sternbild, dessen hellem Schein
Ich willenlos gezwungen war, zu folgen.
Da ging ich in die stumme Nacht hinein,
Und immer, immer sah ich's vor mir leuchten,
Daß ich die Hände nach ihm strecken mußte;
Doch wenn ich glaubte, endlich es zu fassen,
Schwand es mir wieder, fern und ferner sah
Ich flammen es, so rein, so glückverheißend —
Und ruhlos ging ich weiter — weiter — weiter —
Bis über'n Berg der Morgen dämmernd stieg,
Und es verschwand — — da wußte ich,
Daß ich es nie besessen,
Daß ich es nie besitzen würde . . .
Und um mich webte sich ein Jugendtraum,
Der „Martha“ hieß und der mir Alles wurde,
Der Jugend Leid, der Jugend selig Glück!
Sie sah ich nicht mehr — bald von jener Stadt
Trug mich die Woge auf des Lebens Meer.

Jedoch zurück warf mich der Wellenschlag
Zu jener Stadt, nachdem am Rad der Zeit
Der Speichen zehn sich langsam umgedreht:
Zehn lange — kurze Jahre, die die Jugend
Mit eherner Macht mir Schritt für Schritt entführten.
Da sah ich sie zum zweiten, — letzten Mal.
Und wieder war's im lichterfüllten Saale,
Und wieder lärmte es und wogte um mich:
Dasselbe Lachen und dieselbe Leere,
Der gleiche Tand, die gleichen Menschen fast.
Ich wußte, daß sie heute kommen würde,
Und an der Thüre hing mein heißes Auge.
Was ich nicht wußte, sollte da ich sehen:
Sie kam — am Arme ihres Gatten kam sie!
Ich sah es — seltsam! und nicht schneller schlug
Mein Herz, — warum? weil niemals ich gehofft,
Und auch das kleinste nie von ihr begehrt.
Ein Blick auf ihn — er sagte Alles mir:
Daß sie sich selbst freiwillig hingeopfert
Dem Ersten, Besten, was sie that nicht wissend!
Und ich sah sie! — Das war das Kind nicht mehr
Mit feuchtem, sehnsuchtsvollem Unschuldsblick —
Das war ein kaltes unnahbares Weib,
Groß, hoheitsvoll, mit ausgestorbenem Herzen,
Das nie geliebt und das in einer Stunde,
Die ihr zerrissen jäh der Täuschung Vorhang,
Zu Stein geworden war, mit leerem Blick,
Der nichts mehr sah, als ihres fernern Lebens
Verfehlte, grauenvolle Pflicht — nichts weiter!
Und dennoch war sie wunderbar erstarkt
Ihr hoffnungsleeres Leben stumm zu tragen:
So war sie groß, so war sie reich geworden,
Und abgestreift von ihr war alles hohle, —
Doch nicht die Schönheit, welche anders zwar,
Doch ganz wie vordem alle Sinne packte.

So sah ich sie — nicht mehr der leichte Falter,
Der Griechen hehrer Gottgestalten eine,
Ein Marmorbild, der Schönheit Ideal!
Dann trat ich ernst und ruhig auf sie zu,
Sie kannte mich nicht mehr, nicht meinen Namen.
Wir sprachen ernst fast, wie zwei reife Menschen.
Da kam es über mich — ich hob die Hand,
Und rührte leise ihre kalte an,
Und jäh zerreißend des Gespräches Faden,
That ich an sie die Frage: „Sind Sie glücklich?“ —
Da sah sie mich mit stierem Blicke an — —
So furchtbar-angstvoll ward noch niemals ich
Von einem Menschenauge angeschaut! —
Und sie und ich erbebten vor einander!
Dann wich sie jäh zurück — als ob die Menge
Ihr Schutz vor mir — vor mir! — gewähren solle,
Enteilte sie — und war wortlos verschwunden.
Und ich — ich stand wie festgebannt und starrte
Keines Gedankens mächtig auf den Platz,
Den eben erst ihr leichter Fuß berührt . . . . .
Dann ging ich langsam zu dem Saal hinaus,
Wie damals mit ersticktem Weh im Innern,
Und wieder in die stille Nacht hinein —
Doch diesmal wußte ich, daß ich sie liebte,
Mit allen Fasern meiner Seele liebte — —
Kein Traumbild mehr, nein, schmerzensvolle Wahrheit,
Die nichts, als ewiges Entsagen kannte
Da stand ich unter frühlingslindem Himmel,
Und hob die Arme flehend hoch empor,
Und bat das Schicksal, Kraft mir, Kraft zu geben.
Mein Flehen ward erhört: mir wurde Kraft!

Was war sie mir? — Sie war mir Eins und Alles:
Der Jugend Traum, des Manns entsagend Glück —
Und glücklicher vielleicht, als durch Erfüllung
Ich jemals hätte werden können, war ich . . .
Auch sie ist elend nicht — wer seine Pflicht,
Wie schwer sie sei, erfüllt, ist nie ganz elend! —
Martha! — o daß ich nie dir danken durfte,
Für das, was du mir warst — — doch nein, es war
Wohl besser so — — und doch! — o Martha! — —
Martha! — — —

Härten.

— Weß Auge nie im Zorn geflammt —:
Der ist im tiefsten Herzensgrunde,
Der ist in tiefster Seele schlecht,
Der ist bis in die letzte Stunde,
Bis in den Tod der Selbstsucht Knecht!

Emil Rittershaus.

Dichterwort.

Dein Wort sei wie der lohende Blitz,
Der aus grollender Wolke schlägt,
Und der Lüge Haus und der Hohlheit Sitz
In rauchende Trümmer legt.
Der der Zeit, die in Nacht versunken ist
Den Weg des Heiles erhellt,
Daß der Blick, der ehrgeiz-trunken ist
Nicht am Steine strauchelnd zerschellt!

Dein Wort soll sein wie des Hammers Wucht,
Der das Eisen schmiedet und dehnt,
Daß das weiche Herz zu stählen er sucht
Sonst fällt es im Kampfe entsehnt.
Im Kampfe der allwärts entsponnen ist,
Der entfesselt nun nimmer ruht —
Wer da zu siegen gesonnen ist,
Der trinke aus ihm sich Muth!

Nicht sei dein Wort wie des Frühlings Wehn
— Uns keinen Frieden es bringt.
Uns ziemt es nur, rastlos im Kampfe zu stehn
Um das ewige Ziel, das uns winkt!
So sei deiner Zeit Prophete du,
Steh mit eherner Stirne im Streit,
Wo am stärksten er wogt, dahin trete du,
Gegen Haß und Verkennung gefeit!

Eile, eile! neues Jahrhundert!

(1883.)

Eile, eile, neues Jahrhundert! — Steige segenbringend herauf,
Eine Menschheit harrt dir entgegen, darum beflügele deinen Lauf!
Rette uns aus den ehernen Banden, die um uns alle der Zeitgeist schlingt,
Müde sind wir und jauchzen entgegen dir, das uns Licht und Befreiung bringt!
Licht statt knechtender Vorurtheile; Licht, das stürzet von seinem Thron
Einen Glauben, dem wir gehuldigt; das eine neue Religion
Ueber die Zeiten führet und Lande, welche heute ein Wahnbild zwingt,
Daß statt finst'rer Gesetze die Liebe ihr allmächtiges Scepter schwingt! — —
Eile, eile, neues Jahrhundert! — Nimm zum Genossen den brausenden Wind,
Rüttle uns auf aus dem bleiernen Schlafe, in dem befangen noch immer wir sind,
Scheuche die Wolke, die über dem Haupte uns Vernichtung drohet und Tod,
Senke in unsre erschlafften Gemüther einen Funken, der himmelwärts loht! —
Siehe, schon suchet im Grabe das alte für enttäuschte Hoffnungen Ruh,
Eile, eile, neues Jahrhundert! — eine Menschheit jauchzet dir zu! — — —

Jugend-Phantasie.

Ich hör' es gerne, wenn die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.
Göthe.

Einst sang ich von Liebe und Jugend, da habt ihr mich spottend verhöhnt,
Noch lange hat mir im Ohre Euer Lachen gellend getönt.
Ihr hattet gut mich getroffen in meines Herzens Grund,
Und für lange Zeit verstummet war mein einst so froher Mund.

Dann habe ich Euch gesungen von meinem Ideal,
Ich hoffte Euch aufzurütteln, doch Euer Treiben so schaal,
Es hielt Euch eisern umklammert, Ihr waret zu fest gebannt,
Und Ihr sahet ihn nicht, der Euch winkte, der Heimath geliebten Strand.

Ich habe Euch meine Hände in tiefem Erbarmen gereicht,
Und habe den Weg zu den Höhen Euch klar und sicher gezeigt,
Ich suchte zu lenken die Blicke auf ein hohes und herrliches Ziel,
— Den alltäglichen Weg zu schreiten Euch aber besser gefiel.

Und ich glaubte, es müßte gelingen, und ich sang von der heiligen Kunst,
Und zeigte, daß Ihr zu dienen des Lebens beglückendste Gunst,
Doch Ihr schaltet mich einen Träumer, und meine Hoffnung entschwand,
Und ich zog meinen Fuß zurücke von dem Abgrund, an dem ich stand.

Nun nehme die Leier noch einmal ich in meine erlahmende Faust,
Und singen will ich so zornig, wie der Sturm durch die Bäume braust,
Und singen will ich so donnernd, daß Jeder erzitternd senkt
Die schamerglühte Stirne, wenn an mein Lied er denkt.

— „Wißt Ihr, daß zwischen dem Thiere und dem Gotte inmitten Ihr schwebt,
Und daß ein fluchenswerthes, erbärmliches Dasein Ihr lebt?
Daß, Eure eigenen Sklaven, Ihr eiserne Ketten tragt,
Und daß ein Dämon beständig an Eurem Leben nagt?

Wißt Ihr, daß Ihr am Abgrund des ewigen Todes steht,
Aus dessen schwindelnder Tiefe der Verwesung Moder weht?
Ihr sehet ihn mit den Augen, und wißt es dennoch nicht,
Und deßhalb" — — welche Stimme mir plötzlich im Herzen spricht?

„„Halt ein, du Unglückseliger, halt ein, was willst du thun?
Halt ein, laß sie unwissend, und deshalb — glücklich ruhn!
Weil selbst du namenlos elend, zerrissen und ruhlos bist,
Willst du ihr Glück zerstören, ein frevelnd Beginnen das ist!""

— Die Stimme schweigt. Aus dem Auge ein Strom von Thränen mir bricht
Und klar wird mir meine hohe, im Zorn vergessene Pflicht:
Von weltversöhnender Liebe muß ich singen, von Frieden und Ruh,
Dann schließt sich auch meines Herzens blutende Wunde zu!

So will denn versöhnend ich singen bis Saite nach Saite springt,
Und leis im unendlichen Raume das letzte Lied verklingt,
Wenn ferne sich strahlend erhebet der Wahrheit goldenes Licht,
Dann mit der letzten Saite mein krankes Herz zerbricht . . . .

Ihr und ich.

Dient Ihr dem schwindenden Tage,
 Ich diene der heiligen Kunst!
Leicht liegen auf Euch seine Pflichten,
 Schwer auf mir ihre Gunst.
Jedoch ich möchte nicht tauschen,
 Nicht tauschen um eine Welt,
Wenn einst Ihr verzweifelnd verschmachtet,
 Weiß ich, daß sie mich hält!

Was wißt Ihr von ewiger Schönheit,
 Wie mir im Herzen sie lebt,
Was von der abgründigen Wonne,
 Wie durch meine Seele sie bebt?
Was wißt Ihr von jenem Denken,
 Das jauchzend zum Himmel greift,
Die Ihr Eures Daseins Bürde
 Durch den Staub des Tages schleift?

Die Ihr mit zufriedenen Mienen
 Von „erfüllten" Pflichten sprecht,
Und mit mir, dem thatlosen Träumer,
 Um den Lohn der Arbeit recht?
Was wißt Ihr, Ihr glücklichen Menschen,
 Von niemals erfüllter Pflicht,
Wie mir im Innern sie thronet,
 — Ein täglich waltend Gericht?

Was wißt Ihr von meinen Aengsten,
  Von Verkennung und schwankendem Wahn,
Von rastlos-fieberndem Streben,
  Das nie sich genug gethan?
Doch was auch von jenem Stolze,
  Dem Künstler durch machtvolle Kraft
Ureigensten Könnens verliehen,
  Die zum Gott ihn macht, wenn er schafft?

So tragt denn mit kritischen Mienen
  Eures Wissens Stückwerk dahin,
Ich gehe auf einsamen Pfaden
  Der ein Priester der Schönheit ich bin
Fragt Ihr nach eigenem Glücke,
  Ihr spielt ein gewagtes Spiel —
Mich hält, dem ganz ich mich weihte,
  Meines Lebens leuchtendes Ziel!

Härten.

1.

Ich hasse diese wohlgenährten,
Zufrieden lächelnden Gesichter,
Das jeden seiner matten Schritte
Aengstlich abwägende Gelichter!

Und jene zimperlichen Herzen,
Die immer nur nach Andern fragen,
Und kein Gefühl des eig'nen Werthes
In ihrem leeren Innern tragen!

Und jene gleißend-falschen Mienen,
Die immerdar im Staube kriechen,
Die niemals Zornesgluth verschönert,
Die fromm dem Tod entgegensiechen!

Und dann im Alter, höchst beschaulich,
Behaglich-schmunzelnd, ruhig-fröhlich,
Auf ein zufriedenes Leben schauen,
Und sprechen: „Wir — wir werden selig!"

Armselig seid Ihr! — Ob auch nimmer
Ich einen Euresgleichen fasse,
Ob weit sich unsre Wege scheiden,
So fühl' ich doch, daß ich Euch hasse!

2.

Und wenn wir nun einmal gestellt sind
Auf ewig in dies dunkle Thal,
Und nun einmal auf dieser Welt sind,
Rings eingeengt in Angst und Qual,
Und glauben sollen, daß ein Haupt sei,
Dem dieser Jammer unterthan,
Dann fordre Eins ich: daß erlaubt sei
Zu rütteln an dem frechen Wahn!

3.

Es ist ein allzu langes Sinken,
Ein allzu qualvoll-herber Tod!
Wer gab es einst denn, das Gebot
Den Kelch so Zug um Zug zu trinken?

Und wenn nun mit der letzten Stärke
Der Mensch zum Widerstand sich hebt,
Wer muß, der mit auf Erden lebt,
Nicht Beifall spenden solchem Werke?

Nicht jeder ist zum Joch geschaffen,
Ein Lastthier, das geduldig trägt,
Nicht jeder schweigt dem, der ihn schlägt,
Und glaubt dem Lügenwort der Pfaffen!

Es giebt auch Solche, die zu Erben
Gesetzt, verschmähen ihren Theil,
Verachten alles Seelenheil
Und ihrem Schicksal fluchend sterben! —

Ein Zukunftstraum.

Einen Vorhang seh' ich wallen,
Der das „Heut" von „Morgen" trennt —
Jenes „Morgen", das uns allen
Sehnsuchtsvoll im Herzen brennt.
Leis sinkt er zu Boden nieder,
Und es sieht der frohe Blick,
Wie die nachgeborenen Brüder
Lenkt ein sanfteres Geschick.

Sieht, wie sie der Menschheit Grenzen,
Kraftvoll weiten mehr und mehr,
Ob sie auch nicht zitternd kränzen
Ein Gebild, das hoch und hehr
Noch in unserm Denken lebte,
Und der Kleinen Geist umspann,
Nur dem Geist, der weiter strebte,
In das leere Nichts zerrann.

Sinnend ich mein Auge wandte;
Doch als ich es wieder hob
Und den Blick zur Zukunft sandte,
Sie in Nacht mir jäh zerstob.
Wieder, wie vordem, das „Morgen"
Schied der Vorhang schleiergleich,
Doch in mir lag wohlgeborgen,
Was geschaut ich, klar und reich.

Licht ward's in mir . . . Weit und weiter
Spann der Traum der Zukunft sich;
Durch die Nacht brach Sonnenlicht heiter,
Und vom Haupt die Sorge wich:
Einst, wenn über alle Lande
Brausend ein Sturmwind Freiheit trug,
Der der Knechtschaft grause Bande
An dem Fels des Rechts zerschlug —

Wird von seinem Throne steigen
Jeder Fürst, des Schmuckes baar,
Und sich voller Demuth neigen
Vor dem Niedrigsten der Schaar,
Und dann werden Seit' an Seite
Treu die Brüder zusammenstehn,
Und zur Arbeit, nicht zum Streite,
Frei und stark als Menschen gehn.

Dann trägt jeder seines Werthes
Voll Bewußtsein in sich fort,
Schätzend so den Werth des Andern, —
Und das freigegebene Wort
Wird auf Morgenschwingen tragen
Wahrheitslicht zum fernsten Raum! . . .

— — — — — — — —

Schweige! nie in Erdentagen
Winkt Erfüllung diesem Traum!

Ein Lied der Zeit.

Es ist des Posthorns Klingen nicht mehr, dem der ruhlose Wanderer lauscht,
Der von gebändigter Kraft durch weiteste Fernen getragen
Auf stöhnender Eisenschiene an dir vorüberrauscht,
Bevor du recht noch mit ihm dir Frage und Antwort getauscht,
Bevor du noch recht es vermocht, ein Wort ihm der Liebe zu sagen.

Vorbei ist die Zeit der zarten Gefühle, die zärtlich in Worte gebannt,
Wo Freundin und Freund in Liebe der Seelen tiefinnig verbunden.
Jetzt wird ein flüchtiges Wort, vergessen so schnell wie's entstand,
Mit Sturmeseile hinaus über Meere und Lande gesandt;
Die Zeit hat den klingenden Draht deinem maßlosen Wünschen erfunden.

Sie sitzen nicht mehr, wenn Abends die Stunde der Ruhe schlägt
Vor ihren eigenen Thüren und lassen die Rede nicht wandern
Von Mund mehr zu Mund, daß Jeder sein Wort zu den übrigen legt.
Sie lesen die Zeitung mit hastigem Blick und finden, was Jeden bewegt,
Sie giebt ihnen Kunde tagtäglich — wer frägt da nach Andern?

Sie haben gelernt, sich zu nutzen die Zeit; denn die Zeit ist Geld.
Sie pressen die Seele zu stündlichem Frohn und häufen ihr Wissen.
Sie kennen es wohl und treiben es alle, das Triebrad der Welt.
Was schadet es da, wenn der Frieden des Glücks an dem rasenden
Schwunge zerschellt?
Sie fühlen es kaum — sie sind alle hinein in den Strudel gerissen.

Da dampft er hinaus, der Beherrscher der See, es bäumt sich sein Bug.
Er führt uns die Brüder hinweg von der Heimath zufriedenen Borden.
Da gellt uns im Ohre ein Pfiff: auf der rasselnden Schiene der Zug
Rast dröhnend daher — o Dämon der Zeit, der alle uns schlug,
Wo ist die menschliche Kraft, die dir nicht dienstbar geworden?

Wohl haben bei deinem gewaltigen Flug das Glück wir entbehren gelernt,
Im duftenden Moose zu träumen, zum blauenden Himmel zu schauen.
Doch haben ein schwächlich Gelüsten im Kampf wir ums Dasein entfernt,
Und haben die köstliche Frucht mit stählernen Händen entkernt,
Und haben es endlich verstanden, der eigenen Kraft zu vertrauen.

Wir lenken den Blitz und dünken uns Herrscher im Weltenraum.
Wir heben nicht mehr zum Himmel die müssig-betenden Hände.
Wir schlürfen ihn nicht, wir blasen ihn fort, den nichtigen Schaum,
Und suchen die leuchtende Wahrheit in jedem dämmernden Traum —
So ringen wir fort, und empor uns — und fragen uns nicht nach dem Ende.

Es ist eine mächtige Zeit, durchpulst von gesteigertster Kraft.
Wer das erschauernd gefühlt, der wird sich bewundernd ihr neigen,
Und ist er einmal hinein in den brausenden Strudel gerafft,
Und hat er gefühlt, daß er Kind seiner Zeit — dann, bis sie erschlafft,
Legt er mit Hand an das Werk des Jahrhunderts in staunendem Schweigen!

Pantheismus.

In Zweifelsqualen habe den Weltraum ich durchforscht,
Die Frage auf den Lippen: „Sag' mir, bist du der Gott?"

Am Tage sprach des Lichtes urewig-reiner Strahl,
Bei Nacht das düstre Dunkel geheimnißvoll: „Ich bin's!"

Mir flüsterten die Bäume, der Vögel Sang es zu,
Mir duftete die Rose berauschend-hold: „Ich bin's!"

Mir dröhnte es der Donner gewaltig in das Ohr,
Aus dem Gesang der Wogen vernahm ich es: „Ich bin's!"

Die Kunst hat mir verkündet in Marmor, Erz und Bild,
Der Genius der Dichtung, er sprach zu mir: „Ich bin's!"

Aus der Geschichte Blättern, aus hoher Meister Wort,
Vernahm ich immer wieder, mich beugend es: „Ich bin's!"

In deiner Augen Tiefe stand es, ich las es klar,
Aus meiner eigenen Seele sprach es zu mir: „Ich bin's!"

Ich habe auf das Weltall den freien Blick gelenkt,
Und sieh, das ganze Weltall sprach Eines nur: „Ich bin's!"

Ja, Gott, du bist das Weltall! Der Weltenall ist Gott!
Und was im All nur webet darf sprechen: „Ich bin Gott!"

Erlösung.

Preßte der ganzen Menschheit jahrtausendlanger Schmerz
In einen Schrei sich zusammen, und stiege er himmelwärts,
Es würde den Weltraum durchfliegen sein erschütternder Klang,
Erbeben würde das Weltall, versinken der Stern, zu dem er drang.

Erlöschen würde des Lichtes hehre, leuchtende Pracht,
Und über das All sich breiten die eine, ewige Nacht.
Versinken würde im Abgrund des Nichts der strahlende Mond,
Zerbersten die Erde, vernichtend alles Leben, das auf ihr athmend wohnt

So mächtig wäre der sehnenden Menschheit Verzweiflungsschrei,
Mit seinem Ausbruch wäre das Elend auf ewig vorbei,
Aber leise verhallend tönt hier und da nur ein Ton
Einer geängsteten Seele, lautlos trägt ihn der Wind davon — — —

Der Wandel der Zeit.

Ein Idyll.

Inmitten der Gärten steht einsam ein Haus,
An der Grenze der Großstadt, fern ihrem Gebraus.
Du weißt wohl: dort draußen, da brandet ein Meer,
Doch die Woge des Lebens, sie schäumt nicht hierher.
Das Rauschen der Bäume — und Vogelgesang —
Und zuweilen ein irrer, verlorener Klang,
Herübergeweht und verzitternd hier —
So redet die einsame Stille zu dir.

Inmitten der Gärten, unter Bäumen versteckt,
Steht einsam ein Haus, mit Schiefer gedeckt,
Vier Fenster nach vorn, zwei Stockwerke hoch,
Die Zeit den Giebel vornüber bog —
So steht es jetzt da, baufällig und schief,
Als ob es den Schlaf der Jahrhunderte schlief.

Horch: über die Erde der Frühling geht!
Der Birnbaum im Garten in Blüthen steht,
Er streckt seine Zweige weit über das Haus,
Und schüttet ein Blüthenmeer über ihm aus.
Das ist die Zeit, wo das Leben quillt
In berauschender Fülle, — wo jeder gewillt
Zu großem Beginnen, doch wo schnell auch erschlafft
Der ahnenden Seele wild-pulsende Kraft.
Das sind die Tage, wo das Leben ein Traum . . .
Wie der Tag dir entschwindet, du spürest es kaum,
In jähem Wechsel zerrinnt dir die Zeit:
In unsagbarem Glück, in unsagbarem Leid!
Zwischen Wollen und Können, so schwankst du dahin,
Aus dem Zwiespalt entwächst dir der reichste Gewinn!

Wohl lebst du und weißt nicht, daß du gelebt,
Du fühlst nur die Sehnsucht, die im Herzen dir bebt.
Die Sehnsucht, das Erbtheil des Menschen von je,
Sie steigt, wie die Göttin, aus brandender See,
Sie neiget sich zu uns, sie weitet die Brust,
Und füllt sie mit Schauern der qualvollsten Lust,
Die Sehnsucht, die lächelnd der Frühling uns schenkt,
Sie eint unser Sein, verirrt und zersprengt, — —
Woran unsere Seele unheilbar krankt,
Das ist die Sehnsucht, die heimverlangt! ...

Und sie lockt zu den Stätten der Jugend uns hin,
Das Heimweh ist ihre Begleiterin.
Der einsame Mann, dort lehnt er am Zaun,
Ihn trieb es die Stätte wiederzuschaun,
Wo der Jugend glückseligstes Jahr er durchlebt,
Wo sein Herz in der ersten Liebe gebebt. —

— „Da liegt noch das Haus und der Garten in Ruh,
Nichts hat sich geändert — geändert: nur du! —
Als flotter Student zogst einst du hier ein,
Dir lag die Erde im Morgenschein —
Als alternder Mann kommst wieder du her,
Derselbe — und doch derselbe nicht mehr! ...

In einsames Sinnen verloren er steht.
Der Zauber der Jugend ihn wieder umweht,
Mit Märchenaugen blickt sie ihn an,
Er ist wieder jung — in ihrem Bann!
Er ist wieder jung — wieder birgt ihn das Haus,
Er geht wieder ein hier und geht wieder aus:
Die Wirthsleut', der Mann und die Frau, — und sie,
Ihr einziges Kind, ihr geliebtes, — Marie! —
Es schauet sie wieder, so hold wie sie war,
Ihre großen Augen, ihr braunes Haar,
Ihre leise Stimme, die Kindesgestalt,
Vom vollsten Liebreiz der Jugend umwallt.

Und er spricht mit ihr — und sie höret ihm zu,
In der Laube im Garten, wenn die Sonne zur Ruh,
Wenn der Vögel Gesang entschlafen im Baum,
Und die Erde gefangen im ersten Traum —
Wie Bruder und Schwester so innig vertraut,
Da wurde die Stimme der Liebe nicht laut.

Es kam die Zeit — und die Zeit entschwand,
Und die Rose im Garten in Knospen stand,
Der Sommer war abermals da — und ein Tag,
Der die Knospe urplötzlich zur Blüthe erbrach.
Er sollte scheiden, die Pflicht rief davon,
Er sollte scheiden, und morgen schon. —
In der Laube, da saßen sie, Hand in Hand,
Und keiner ein Wort des Abschieds fand.

Den Rosen entströmte ein schwüler Duft,
Schwer lag und bangend auf ihnen die Luft,
Sie fühlten den Athem der lauen Nacht,
Der ihr schmerzliches Weh noch heißer entfacht.
Sie regten sich nicht — da plötzlich schlang
Sie die Arme um ihn und schluchzte bang,
Und küßte ihn wild in verzehrender Gluth,
Und wieder und wieder in stürmischem Muth.
Und er trank der Küsse berauschendes Glück,
Und gab sie dem kleinen Munde zurück.
— „Du darfst nicht fort — du darfst nicht gehn, —
Ich lasse dich nicht!" — so klang ihr Flehn.
Er hielt in den Armen die zarte Gestalt,
Und hielt sie umklammert mit Liebesgewalt.
Da riß sie sich los. — „O nimm mich mit,
Ich will dir folgen auf Schritt und Tritt.
Nur dich sehen! du bist mir mehr als das Licht,
Die Nacht ohne dich ertrage ich nicht!"
Er schrak zusammen. Wer senkte d i e Kraft
In die junge Seele, d i e Leidenschaft? —

Und er sprach zu ihr mit gütlichem Wort.
Da stieß sie ihn jählings von sich fort:
„Und liebtest du mich, o du trügest mich weit
Auf deinen Armen zur Seligkeit!
Du nahmst mir Alles: nahmst Frieden und Ruh,
Und läßest mich nun, du — Schwächling du!“ —
Sie barg in den Händen ihr heißes Gesicht,
Und eilte zum Hause — er folgte ihr nicht!

Am nächsten Morgen verließ er das Haus,
Und zog in die Welt, in die weite, hinaus.
Zu ihrem Fenster noch sah er hinauf,
Doch er sah sie nicht mehr, es that sich nicht auf,
So zog er fort, sie sah ihm nicht nach,
Die in Fieberträumen dort oben lag.

Er zog in's Leben, weit, weit hinaus . . .
Und stürzte sich jäh in sein irres Gebraus,
Es packte ihn wild, es warf ihn umher,
Er trieb wie der Schiffer auf trügrischem Meer,
Wohl warf es ihn oftmals zum lockenden Strand,
Wo das Glück er suchte, wo nie er es fand.
Ihm lachte die Liebe, berückend und warm,
Ihm öffnete sich gar mancher Arm,
Doch niemals ein Herz — und so kam die Zeit,
Und so schwand sie dahin in nie endendem Streit.
Er hatte vergessen — er wußte noch kaum,
Wie süß er geträumt ihn, den ersten Traum . . . .

Und Jahr auf Jahr ihm in Nichts zerrann,
Aus keinem ein volles Glück er gewann,
Mit leeren Händen am Grenzstein er steht,
Wo es bergunter, dem Thale zu, geht.
Da trat die Reue zu ihm, und sie sah
Ihn seltsam an, und ein Wunder geschah:
Die Erinn'rung umwob ihn mit goldenem Schein,
In die Brust zog stürmisch die Sehnsucht ein,

Und es trieb zu der Stätte des Glückes ihn hin,
Nun steht er am Zaun mit neufrischem Sinn —
Mildlächelnd schaut ihn die Jugend an,
Er ist wieder jung — in ihrem Bann!

— „Da liegt noch das Haus in seliger Ruh,
Und das Weinlaub hat ganz bedeckt es nun zu.
Wie gegen die Fenster das heute schwankt,
Das früher am Boden kaum hingerankt . . . .
Es ist gewachsen — und Trauben es trägt,
Doch du — hast dein Pfund in die Erde gelegt!" —
Eine einsame Thräne im Auge ihm blinkt,
In reuvolles Sinnen er wieder versinkt, —
Da öffnet die Thür sich, er fährt empor,
Ein Weib, ein fremdes, tritt langsam hervor.
Sie geht auf ihn zu und sieht ihn an,
Und ihr Auge frägt ihn: „Wer bist du, Mann?" —
Und er schaut auf das Weib, und er denkt an das Kind, —
Wohin seine Spuren verweht wohl sind? —
„Jetzt wohnen wohl lange schon Fremde hier. —
Marie, erging es dir so wie mir?! —"
Dann frägt er das Weib, und sie lächelt und spricht,
Und ihr klares Auge läßt seines nicht:
— „Marie, das Kind, o ich weiß es genau,
Ist heute auf Erden die glücklichste Frau,
Hat Kinder, hat einen kreuzbraven Mann,
Und Glück, so viel sie ertragen kann! —"
Er hört es und sinnt. — Du blinder Thor,
Wallt noch kein Erkennen in dir empor?! —
— „Und wo ist sie?"— Und wieder ruhig sie spricht,
Aus ihrem Auge ein Lächeln bricht:
„Das Kind, das du einstens verließest hier,
Das längst dir verziehen, — es steht vor dir! —"
Da schreit er empor — und sein Auge späht
In ihrem — — und bebend er vor ihr steht — — —

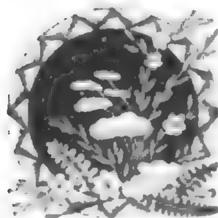
– „Du bist Marie? — ja, dein Mund es spricht,
Du hast dich geändert — dein Auge nicht!“—
Und er sucht in den Zügen nach einstiger Spur,
Und vergißt die Zeit, die über sie fuhr. —
Das ist kein Kind mehr — nicht seine Gestalt;
Der Liebreiz nicht mehr, die stille Gewalt:
Von stetiger Arbeit gehärtet die Hand,
Auf die Stirne der Stempel der Sorge gebrannt;
— Nicht mehr das volle, lichtbraune Haar,
Nur das Auge dasselbe, so tief und so klar . . .

Da steigt in ihm auf sie, süßschmerzlich und wild,
Die Sehnsucht, die niemals Erfüllung gestillt,
Und was hinter ihm liegt, versinkt und verweht;
Doch vor ihm in Flammenschrift aufersteht:
„An dem einzigen Glück, das dir zugedacht,
Gingst du vorüber — und hast es verlacht —
Du hast es verloren durch eigenste Schuld,
Und niemals wieder winkt seine Huld! —“
Dann fährt er empor mit irrem Blick,
Und schreitet den Weg, den er kam zurück,
Das müde Haupt zu Boden gesenkt,
So schwankt er fort, und kein Schaun mehr lenkt
Zurück zu dem Weib sich, zurück zu ihr,
Die immer noch steht an des Hauses Thür,
Und lind ihm nachblickt — er aber geht
Zurück in das Leben — wie bald, und verweht
Ist die Spur seiner Schritte auf immerdar:
Ein Leben mehr, das hier nutzlos war . . . . . .

Ein Frühling wird kommen und dieser gehn,
Der Birnbaum wird wieder in Blüthen stehn,
In der Laube wieder sich küssen Zwei,
Und die alte Zeit wieder werden neu —
Es ist immer dasselbe: ein Wandeln im Kreis,
Das nimmer ein Ende zu finden weiß.

Und lenkst du zum Grabe den müden Schritt,
Dein Sohn in deine Spuren tritt . . .

Und wieder liegt nun in Frieden das Haus,
An der Grenze der Großstadt, fern ihrem Gebraus,
Dort draußen, da schäumet und brandet das Meer
Des ruhlosen Lebens, leis dringt nur hierher
Ein dumpfes Grollen, trüb-gährender Streit —
Und es klingt wie das Rauschen der wandelnden Zeit!



Stimmungen.

— nur der Schmerz erzeugt
Die großen, die versöhnenden Gedanken!

Dranmor.

Wer oft
Gehofft hat, lernet — fürchten!

Grabbe.

I.

Mir ist's als könnt' ich's wiederfinden,
  Mein Heimathaus, das ich verlor ....
Beschattet von den alten Linden
  Steigt es vor meinem Blick empor!

Es ist ein Wahn nur — — und vergebens
  Im Herzen wilde Sehnsucht brennt.
Ich kann zurück nicht: meines Lebens
  Erstrebtes Ziel mich von ihm trennt!

II.

Weiter, weiter in's ruhlose Leben!
Nur kein müssiges Stillestehn,
Trauern dürfen wir nur, wenn entschweben
Nicht genossene Jahre wir sehn!

Weiter, weiter! Ruhen und schlafen
Können im Grab wir noch lange genug,
Eines launischen Schicksals Sklaven
Tragen durch's Leben wir unsern Fluch!

Weiter, weiter! Nur das Vergessen,
Nur die Täuschung bringt Glück uns allein —
Laß es wild in die Arme uns pressen
Stürmend in's ruhlose Leben hinein!

III.

Dürfte meine Seele hauchen
Ich in einem Liede aus,
Dürften dies die Winde tragen
Weit in alle Welt hinaus,

Dürfte dann mein brechend' Auge
Einen einzigen Menschen sehn,
Dem dies Lied Erlösung brächte,
Würde selig ich vergehn!

IV.

Selten, daß ein Hauch der Schöne
  Durch den weiten Weltraum geht.
Immer fast ist im Entstehen
  Schon sein leiser Flug verweht.

Aber einmal naht er Jedem,
  Doch die Menge spürt ihn nicht.
Nur in wenige, reine Seelen
  Wirft er einen Strahl von Licht.

V.

Ich fuhr die Nacht durch auf der Schienenbahn,
Die lange Nacht . . . die andern schliefen alle,
Ich aber wachte; keine Müdigkeit
Schlug Geist und Leib in Fesseln süßen Schlafes.
Ich horchte fieberhaft-gespannten Sinnes
Auf das eintönige Stampfen, und vorbei
Zog jüngst vergangene Zeit . . . da mußte auch
So mancher Nacht ich denken, welche so
Ich durchgewacht in nimmersattem Grübeln,
Und sah: wem so oft Tag in Nacht, wie mir,
Schlaflos zerrann, hat Schlaf entbehren lernen.

VI.

Vergönnt mir, zu versinken
Im Meer des ewigen Nichts,
Vergessenheit zu trinken
Aus einem Strahl des Lichts!

Laßt aus der Welt mich fliehen,
Dem lügenhaften Schein,
Den Sorgen mich entziehen,
Und endlich glücklich sein!

In früherer Zeit mir träumte
Von einem seligen Land,
Zu lange schon ich säumte
Zu brechen, was mich band —

— — O unbedacht' Vermessen,
Wie war mein Wunsch so feig,
Ein ewiges Vergessen
Dem Tode wäre gleich!

Vom Schicksal ward in's Leben,
In's schwere ich gestellt,
Drum sei mein erstes Streben,
Daß dort mein Fuß sich hält.

Daß ich die Pflicht erfülle,
Die mir das Leben gab,
Sie endet, wenn die Hülle
Sinkt in's ersehnte Grab!

VII.

Dämmerung . . . . Um die Stirn weht
  Abendliche Luft,
Meine Lippe trinket
  Sommerlichen Duft.

Ein Tag nach dem andern
  Neigt zum Untergang,
Vordem meine Seele
  Wild mit jedem rang.

Aber jetzt — — wie traumhaft
  Schwindet Tag auf Tag,
Und das frohe Auge
  Blickt nicht einem nach.

Blickt nur froh entgegen
  Dem, der nahen will,
— Seele, meine Seele,
  Warum jetzt so still? . . .

„Dies ist wahrhaft Leben,
  Dem's an Nichts gebricht,
Diese schönen Tage
  Lebe! — Frage nicht!“

VIII.

Nun ist es Abend,
Nun darf ich ruhn,
Die Hände brauchen
Nichts mehr zu thun ....

Ich sitze sinnend
Vor meinem Haus,
Das müde Auge
Fliegt weit hinaus.

Doch der Gedanke
Fliegt weiter noch,
Leicht von sich streifend
Des Tages Joch.

Er sucht da draußen
Sich neue Gluth,
Flößt heimwärts kehrend
In's Herz mir Muth.

Auf daß ich morgen
Am Platze steh',
Und in den Mühen
Nicht untergeh' — —

Bis einst ein Abend,
Ein letzter, naht, —
Der schenkt Vollenden
Der Lebensthat! ...

— Wohin, Gedanke,
Verlierst du dich,
Noch treibt das Leben,
Das strenge, mich!

Doch jetzt ist's Abend,
Jetzt darf ich ruhn,
Die Hände brauchen
Nichts mehr zu thun ....

IX.

Wie mir so ruhlos jetzt die Tage schwinden,
Und mir der Sammlung stille Stunden fehlen! —
Ich jage hin — doch fühl' ich, wie im Traume
Sich oft die Reue in mein Leben stehlen.

Da legt es sich auf meine Brust, so dräuend!
Ich weiß nicht, was es ist, doch ich erbebe
Vor etwas Ungeahntem, und mir ist
Als ob ich bodenlos in Lüften schwebe — –

Und doch ist eins noch mein! Die Leidenschaften,
Die heißer in der Brust wie jemals brennen,
Sie sind nicht stark genug, es zu verzehren —
Es webt in mir: ein eingeborenes Können!

X.

Armes Herz, umhergetrieben
  Auf des Lebens dunkler Fluth,
Was ist übrig dir geblieben,
  Wenn verlodert deine Gluth?

Wenn der Wind die kalte Asche
  In die Ferne spielend trägt,
Und der Puls, der feurig-rasche,
  Nicht mehr lebensfreudig schlägt?

Was ist dann dir noch geblieben? —
  Selig, wenn zur letzten Rast,
Armes Herz, ein letztes Lieben
  Du dir noch gerettet hast!

XI.

Du hattest die Zeit vergessen —
  Dein Gedanke trug dich fort,
Und du hattest die Kraft und die Gabe
  Ihn fest zu ketten im Wort.

Da war die Ohnmacht geschwunden,
  Die lange schon auf dir lag,
Und die Macht, die in nächster Stunde
  Schon wieder dich zwang: der Tag!

XII.

Dies köstlich-lachende Verwildern,
In das ich mich mit Wonne stürze,
Wenn matt ich von dem trock'nen Schildern
Den Geist mit neuem Schauen würze,
Wie lieb' ich es! — Die zähen Qualen,
Die Tag für Tag in's Joch mich pressen,
Die mir des Lebens Bestes stahlen,
Darf ich — auf Stunden doch vergessen!

XIII.

Das Klimmen von den Tiefen
Zu sonnighellen Höhn,
Den Stimmen nach, die riefen:
Der Weg war steil, doch schön!

Gestoßen von den Höhen
Hinab zum Nebelthal:
Der Weg ist leicht zu gehen —
Wer ging ihn ohne Qual? — —

XIV.

Wenn die Nacht, die schmerzenlose,
  Ihren Weg hernieder nimmt,
Und des Tages wirr Getose
  Zu verklärtem Frieden stimmt,

Dann sind wir dem Schlaf verfallen,
  Wo das Glück sich zu uns neigt —
Dunkler Zwiespalt, der uns allen
  Erst im Traum gelöst sich zeigt!

XV.

O ruhevolle Tage,
Wo alles ringsum schweigt,
Und seliges Vergessen
Still das Gemüth beschleicht . . .

Wo eine neue Traumwelt
Sich um die Seele spinnt,
In der die durch ein Leben
Getragene Qual zerrinnt . . .

Wo wieder jener Friede
Der Kindertage kehrt,
Und wo den müden Augen
Zu schlafen niemand wehrt . . .

XVI.

Das stille Mondlicht fällt
  Auf wirre Trümmer.
Mehr düstert, als erhellt
  Sein fahler Schimmer.

Zur kalten Erde bin
  Ich hingesunken,
Mit fieberheißem Sinn,
  Von Sehnsucht trunken! . . .

O deckte mich der Stein,
  Den ich umklammere,
Daß nicht der Sonne Schein
  Mich mehr bejammere!

Wenn nicht ihr heißer Schein
  Mehr auf mich fiele,
Ich würde ruhig sein
  In dieser Kühle — —

XVII.

Dies fieberhafte Denken,
Das nimmer, nimmer stockt,
Das immer wieder zu sich
Den Geist, den müden, lockt —

Das an dem erliegenden Körper
Mit Dämonskräften zehrt,
Deß' rastlos flackerndes Feuer
Nimmer zu ruhen begehrt —

Dies fieberhafte Denken! . . .
Ich ringe mit ihm, doch der Streit
Geht nie zu Ende, wie wild auch
Die verzweifelnde Seele schreit! — —

XVIII.

Von Zeit zu Zeit, in nächtlich-dunklen Stunden,
Erklingt ein Schrei in mir, unheimlich-gellend,
Ein Ton, so scharf, wie wenn auf Marmorfliesen
Ein Glas zerspringt, in Trümmer hinzerschellend.

— Es schmerzt mich, daß die Hand ich angstvoll presse
Fest auf die Brust — — und wenn der Ton verklungen,
Dann weiß ich, daß von meiner Seele Saiten
Schon wieder eine, die zu straff gespannt, zersprungen ...

XIX.

Meiner Jugend Spuren
  Sind mit Staub bedeckt,
Aus den reinen Fluren
  Ward ich aufgeschreckt.

Es trieb mich des Lebens
  Stimme jäh empor,
Und im Sturm des Strebens
  Ich mich selbst verlor! . . . .

XX.

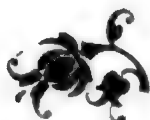
Auch ich hab' einst in fernen Tagen
— Wie fern! wie fern das Alles heut! —
Mit großen Wünschen mich getragen,
Und doch an Kleinem mich gefreut.

— Wie fern! wie fern das Alles heute!
Der Hoffnung Born ist längst versiecht —
Und doch durch Scherben, wild-zerstreute,
Mein Fuß noch immer weiter kriecht . . .

XXI.

Erkenne dich selbst! — Ja, versuche es nur
Und setze die Jugend daran
Zu ergründen des eigenen Lebens Spur,
Zu entfliehen dem eigenen Bann!

Versuche es nur! — die Stunde gar bald
Verfluchst du, die dich geboren,
Und wenn du erkannt dich, ist's in dir so kalt,
Und die Jugend — die hast du verloren!



Ein einsames Sterben . . .

Der Mittagssonne Strahlen brennen glühend
Hernieder auf der Weltstadt Häusermeer,
Pestschwang're Hitze überall hin sendend . . .
In ihrem Bann liegt rings jedwedes Leben,
Jedweder Pulsschlag stockt und jeder Athem,
Und dumpfes Bangen liegt auf allen Menschen. —

Und immer drückender und schwüler brütet
Der Stille stumme, unheilvolle Angst — —
— — — — — — — — — — —

Im vierten Stockwerk unter'm Dach ein Zimmer,
Und auf dem Bett einsam ein Sterbender . . .
Rings keine Menschenseele. Alles lautlos.
Nur Fliegen-Summen an den blinden Scheiben,
Durch die die Sonne qualvoll glühend brennt.

Des Mannes irre, tiefe Augen schweifen
Hin an den kahlen Wänden, auf der Stirn
Perlt kalter Schweiß, von Todesschauern wild
Geschüttelt wälzt der sieche Leib im Stroh
Des Lagers hin und her sich, krampfhaft greifen
Die mag'ren Hände in die leere Luft,
Der schwachen Brust entfährt ein mattes Stöhnen,
Das furchtbar-flehend ungehört verhallt . . .

Jetzt richtet er sich auf, und wilde Worte,
Sinnlos und angstvoll, murmeln seine Lippen.
Dann wieder packt ihn namenlose Angst:
Ihm naht der Tod, doch er will noch nicht sterben.
— Noch nicht! — Noch nicht!! — Nur eine Stunde gieb' mir
Nur eine Stunde noch — und dann — — dann komm! — —

Erschöpft sinkt nun auf's Lager er zurück
Und athmet schwer und bang . . . Nun alles
Still wie vorher — nur an den Fensterscheiben
In hellster Sonnengluth der Fliegen Summen,
Und fern am Kirchthurm schlägt die Mittagstunde . . .

— — — — — — — — — — —

Wer ist der Mann, der hier vereinsamt stirbt?
Einst lachten goldene Tage ihm. Ein froher,
Geliebter Knabe in der Eltern Armen,
Floß ihm die Jugend hin in heller Lust.
Doch mit dem ersten Schritt, den auf dem Boden,
Dem trügerischen, er des Lebens that,
Erfaßte ihn das Schicksal mitleidslos,
Wie neidisch, daß bisher es ferngehalten
Ihm war von seiner Jugend reinem Glück.
In die erwachende Seele legte es
Ein heißes Wollen, doch kein starkes Können,
Und dieses ward zum grausen Fluche ihm
Vom ersten Tag bis heute, der der letzte!
Nicht plötzlich, langsam nur erwachte in ihm,
Jedoch von Stund' zu Stunde brennender,
Die Ruhmessehnsucht, nach Unsterblichkeit
Der glühendheiße, niemals ruhende Wunsch,
Und keine Stunde schenkte ganz und voll
Ihm mehr Zufriedenheit und Seelenfrieden.
Er wollte — übermächtig trieb es ihn,
Da fühlte Kraft er in sich, doch die Stunde
Zerrann in Traumgebilden oder floß
In halbem Können ungenützt hinab . . .
Er wollte — und er fühlte Kraft in sich!
Da zuckte wohl ein Funken aus dem Feuer
Des Inneren, doch nie gelang es ihm
In eine Schöpfung alle Glut zu bannen — —
Und wenn die Stunde dann hinabgeschwunden,
Dann kam sein ganzes Elend über ihn,

Da fühlte er der eigenen Schwachheit Qual,
Dann packte wild ihn die Verzweiflung an,
Und in der nächsten Stunden tollem Rausch
Suchte Vergessenheit er, von der nichts
Die Seele wußte — — — immer, immer folgte
Ein grausiges Erwachen, und dann rang
In dumpfer Pein er mit der dunklen Macht,
Bis er ermattete . . . . . und er ward ruhig.
Dann sagte er zu sich: Du bist noch jung,
Du kannst noch warten, kannst Erfahrung sammeln,
Um dann auf einmal in ein einziges Lied
Des ganzen Daseins Tiefe auszuströmen!

In falscher Ruhe schwand so Stund' auf Stunde
Schwand Woch' auf Woche, Jahr auf Jahr dahin:
Das Lied, das ihm Unsterblichkeit und Ruhm
Verleihen sollte, war noch nicht geschrieben.

Die Jugend war dahin, sie war verloren,
Unwiederbringlich hin, in wildem Irren!
Nun war er Mann, jedoch in allem halb,
Und in nichts ganz: nicht ganz in seinem Wissen,
Nicht ganz in seinem Können, und da drang
Von seinen Lippen ein gequälter Fluch:
— „Schicksal, wozu? — wozu? — du zeigtest mir
In meiner Jugend einst ein gold'nes, reines,
Ein Paradies von unschuldsvollen Freuden —
Warum vertriebst du mich daraus und senktest
Tief in die Seele diese wilde Sehnsucht?
Du bist mein Schuldner nun, und nun, nun zahle
Mit Zinsen mir, was du mir nahmst, zurück:
Laß mich aus den verlorenen Jugendjahren
Erkenntniß ziehen für die nächste Frist --
Gieb' mir mein Lied -- und ich will dir verzeihen!"
In dumpfes Grübeln sank er nun. Sich selbst
Wollt' er erkennen, um aus seines Innern
Bisherigem Zwiespalt Schöpferkraft zu saugen.

Er grübelte — und grübelte — und wußte nicht,
Daß es dieselbe, irre Sehnsucht war,
Die seines Lebens Fluch von je gewesen . . .
Wohl überkam es ihn wie dunkle Ahnung,
Daß dieser Fluch ihm immer folgen würde,
Daß vor sich selbst er nie sich retten würde,
Und doch zugleich der alte, dunkle Wahn,
Der immer tiefer seine Wurzeln schlug
In seiner Seele wildzerrüttetem Grund:
E i n Lied, ein einzig Lied — und dir wird Alles,
Befreiung — Friede — und Unsterblichkeit!
So schwand des Lebens Mittag langsam hin,
Zum Niedergange neigte sich die Sonne . . . .
Was war er nun? Die Einen sagten spöttisch:
„Ein Narr, der nach Phantomen rennt!“ — „Ein Schwächling.“
Die Anderen: „Ihm fehlt der Arbeit Segen.“
Jedoch Verständniß fand er nie und nirgends.
Die Eltern waren lange tot — gestorben
In Trauer um den ungerathenen Sohn.
Die Liebe war an ihm vorbeigegangen,
Die Freundschaft hatte still sich losgesagt . . .
Nun kam die Noth herbei und sah ihn an.
Jedoch er fühlte kaum den stieren Blick —
Er dachte nur an Eines — — immer noch!

Und Tag auf Tag entschwand, und Jahr auf Jahr,
Sein Lied — noch immer war es nicht begonnen.
Wohl kamen ruhevollere Stunden ihm,
Da füllte seine Seele leise Wehmuth,
Da küßte wohl sein heißes Aug' die Thräne,
Da wünschte er das Ende nur herbei.
Jedoch die Stunden gingen auch vorüber
Und aus der Asche flogen immer wieder
Noch Funken, die wie Wahnsinnsblitze zuckten
Durch seines Daseins grauenvolle Nacht,

Und die sein Wahnbild grell beleuchteten,
Daß er die welken Hände strecken mußte
Nach ihm in letzter, todesbanger Angst! —

— — — — — — — — — — —

Nun nahet ihm der Tod! Nach kurzem Schlummer
Erwacht er nun zum letzten wilden Kampf . . .
Er setzt im Bett sich auf. Die großen Augen
Durchfliegen starr den trostlos öden Raum,
Sie fliegen durch die flimmernden Sonnenstäubchen,
Und durch die Scheiben, weit und weit hinaus . . .
Ein seliges Lächeln liegt auf seinen Zügen,
Er schaut im Geist ein Paradies des Friedens,
Die Jugend — und sie lockt, — und winkt ihm: „Komm!"
Er öffnet sehnsuchtsvoll die matten Arme —
„Ach, endlich — endlich Frieden . . . ja ich komme!" —
— Da wird er plötzlich jäh emporgerissen,
Wild springt er auf vom Lager, gellend dringt
Ein fürchterlicher Angstruf durch den Raum:
— „Nein, nein, ich darf nicht kommen! — nein, ich darf nicht! —
Ich darf nicht sterben — nein, ich will nicht, nein —
Mein Lied erst muß ich dichten, — erst mein Lied,
Es ist mein Leben, mein verlorenes Leben —
Noch ist es Zeit, noch kann ich mir zurück
Alles gewinnen — ja, noch ist es Zeit!" —
Er eilt zum Tisch und schreibt mit bebender Hand
Irrsinndurchzuckte Worte nieder, die die Lippen
In jähem Wirbelsturze formlos murmeln.
— „Nicht so! — nicht so —" und er zerreißt das Blatt,
Und er beginnt von Neuem, bis die Kraft
Ihm mehr und mehr erlahmt und ihm der Tod
Die Feder aus der Hand reißt — da mit letzter,
Gewaltiger Stärke ringt aus seiner Brust
Ein Schrei sich los, vor dem der Tod erbebt:
„Ich kann nicht! — Fluch mir, ich hab' nie gekonnt!"

Und wimmernd stürzt er auf das Lager nieder
Und krallt die Hände in das Stroh und stirbt. —

— — — — — — — — — — —

Die Sonnenhitze brütet schweigend weiter,
Rings alles tot und still, nur Fliegen-Summen,
Und fern am Kirchthurm schlägt es zitternd Zwei . . .

Winter- und Frühlings-Tage am Ostseestrand.

I.

Und wieder nun am Meer! — die Lippen dürfen
Den salzigen Hauch der Fluthen wieder schlürfen!
— Hinaus zum Strand! Vorbei den stillen Hafen
Der eisbedeckt, gebändigt und verschlafen
Zur unerwünschten Ruh die Schiffe zwingt,
Weil noch den Lenz der Winter niederringt.
— Vorbei! Ich will die Wasser wiedersehen,
Zu denen mich die Sehnsucht hingetrieben.
Was schadet es, daß noch kein Frühlingswehen
Mit ihnen kost — mich trieb ein altes Lieben
Durch Winterkälte her . . .

— — — — — — — — — — —

Ich bin am Strand.
Da stehe ich, von Staunen festgebannt —
Wohin ich schaue: bis in fernste Weite,
Deckt Eis das Meer! kein Wasser rings zu sehn!
Nur eine weiße Fläche. Wie sie spähn,
Die Blicke, wie ich sie auch suchend breite,
Ich sehe Eis und Schnee nur. Langsam steige
Ich von der Düne nieder durch den Schnee.
Fast wallt es in mir auf wie leises Weh
Daß ich mein Meer nicht schaun soll, und ich neige
Die Stirn, indeß der Fuß auf Eisesplatten,
Auf starren Blöcken, wildzerissenen, glatten,
Dahingeht . . . und da dringt zu mir empor
Ein dumpfes Murren an mein lauschend Ohr!

Das ist das Meer! So will es mich begrüßen
Mit seinen alten, wilden, vollen, süßen,
Geliebten Lauten! und ich lausche wieder,
Und horche zu den dumpfen Tönen nieder.
Das braust verhalten — gurgelt — murrt — und grollt,
Und wühlt eintönig an der Eisesdecke . . .
Ha, Fluth, die unter mir da ruhlos rollt,
So recht! — und wenn du willst, so dehne, recke
Die Arme und zersprenge diese Ketten,
Und schlinge sie in deinen Schlund hinab,
Und wenn du magst, auch mich — wo kann ich betten
Mich besser als bei dir?! — Bei dir ein Grab!
Wie groß und herrlich, wenn die ew'gen Wogen
Hin über den verstummten Schläfer ziehn! —

Weit hat der Winter seine Hand gespannt!
Grau hängt hoch über mir der Himmelsbogen,
Und kalte Winde um die Stirn mir fliehn . . .
Kein Vogelflug, kein Meer, kein Strauch, kein Land,
— Nur Schnee und Eis! doch ich — war froh!
Mich grüßte
Das Meer auf meinem Gang durch diese Wüste.
Wie weit ich schritt, die dumpfen Laute drangen
Herauf zu mir durch das erhabene Schweigen,
Das alles Leben rings in Banden hielt.
Ich aber mußte mich ihm schauernd neigen,
Und wie der Wogen Stimmen mich umklangen,
Die sichtlos doch die alten Lieder sangen,
Hab' ich Unendliches in mir gefühlt!

II.

Am andern Morgen unverweilt
Bin ich zum Strand hinausgeeilt.
Was schaut mein Auge da betroffen?
Das weite Meer liegt frei und offen!
Und jauchzend strecke ich die Hände
Nach seiner dunklen stillen Fluth,
Die ohne Anfang, ohne Ende
Unter erstarrtem Himmel ruht.
So hast du jählings über Nacht
Das lang getragene Joch gebrochen —
Wann lernte jemals deine Macht
Von fremder Macht sich unterjochen?
Du trugst in wenig kurzen Stunden
Auf deinem starken Nacken fort,
Was mondelang sich unterwunden
Zu knechten dich. — Doch schweige, Wort:
Nur meine Blicke will ich senden
Zum dunklen Horizonte hin,
Bis sie in fernster Ferne enden,
Und ich vergesse, daß ich bin! — — —

III.

Frei lag nun neben mir des Meeres Küste,
Auf meiner Wandrung durch die Eiseswüste.
Wohl war der Weg beschwerlich! Doch ich drang
Mit frischen Kräften vor. Knietief versinkend
In halbgefrorenen Schnee — doch oftmals trinkend
Den Hauch der Fluthen, der die Kräfte stählte —
Dann über Eisesplatten stundenlang —
Das war ein Wandern! — Und das Meer erzählte
Mir Alles, was ich von ihm wissen wollte . . .
In tausend kleinen, dunklen Wellen rollte
Es vor mir, doch ein Wall von Eisesschollen,
Hochaufgethürmt von ihm in einer tollen,
Gewaltigen Stunde barg es meinen Blicken.
Da lag gar manche armesdicke Platte
Von grünem Eis, durchsichtig klar, die hatte
Es hingeschleudert und wie Glas zersplittert,
Aufbäumend seinen riesenhaften Rücken,
Und regellos zu hohem Wall gethürmt . . .
Doch jetzt ist all sein Wüthen ausgestürmt,
Und über seine dunkle Fläche zittert
Der ewige Friede. . . . Friedlich lag es da
Und Nebel zogen über seine Fluthen.
Und weiter schritt ich stetig und verbluten
Fühlte ich in mir alles kleine Zagen,
Das mich in dieser großen Einsamkeit
Beschleichen wollte. Denn von fern und nah
Drang nicht ein Laut zu mir — und weit und breit
Sah keiner Hütte trautes Dach ich ragen,
Und keinem Menschen-Fuß bin ich begegnet.

Doch habe ich die Stille still gesegnet,
Denn wieder durfte ich dem leisen Regen
Der Mutter-Erde lauschen, an die Brust
Der Allnatur all meine Sorgen legen.
Des Augenblickes Kind: die Lebens-Lust,
Ein tief gesättigtes Gefühl des Glücks
Durchdrang auf Stunden mich. Und des Geschicks
Durfte ich lachen, durfte auch vergessen,
Daß schwer sich rächen würde solch Vermessen,
Denn nur auf Stunden läßt von seiner Spur
Es los uns — — glücklich, wer da weiß, daß nur
Der die Natur versteht, der fern den Andern
In Einsamkeiten einsam weiß zu wandern!

IV.

Es reißen die letzten Schollen sich los vom Land,
Und treiben hinaus in das Weite. Frei liegt der Strand.
Es ist ein Morgen voll Sonne . . . sie schmilzt den letzten Schnee,
Und küßt die tiefblaue Stirne der schimmernden See.
Scharf scheiden sich Himmel und Wasser. Am Himmel fliehn
Weiße Wolkenstreifen, und die Fluth durchziehn
Hellere Streifen, gefurcht von eines Schiffes Kiel,
Das zur Ferne segelt . . . Nun treibt die Sonne ihr Spiel,
Und flimmert darüber mit hellstem, strahlendstem Glanz.
Aber alles beherrschet die friedliche Stille ganz.
— — Die Schollen treiben und knistern. Wer auf einer von ihnen doch
Hinaus ins Unendliche steuern könnte, des Lebens Joch
Von sich werfen . . . Und hindert dich einer daran?
Ja — zu schön ist das Leben, und zu wonnig des Frühlings Bann.
Da wandre ich lieber am Strande, träumend, sinnend — es schleicht
Um mich das Glück und Stunde auf Stunde ebbend entweicht . . .

V.

Da liegen die blauen, schimmernden Fluthen. · ·
Die Sonne flimmert darüber her,
Und küßt mit den lange entbehrten Gluthen
Den Wandrer am Strand und das blauende Meer.

Es ist nun Frühling. Befreit vom Eise
Zeigt nun die Fluth ihr schönstes Gewand,
Und spielt nach alter, liebkosender Weise
Mit dem feinen, schimmernden Dünensand.

Meerluft — Meerstille — und Meeresrauschen,
Und tiefster Friede — und Einsamkeit
Umlachen den Wandrer. Der will nur lauschen
Und rechtet nicht mehr mit der eilenden Zeit.

VI.

Die Sonne will sterben. Es trübt sich mein Blick.
Die Seele ahnt sehnend ihr künftig Geschick.
Es taucht hinter Wolken die strahlende Gluth
Des sterbenden Lichtes in schlummernde Fluth.

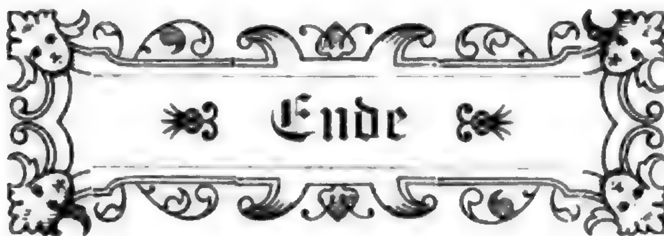
Wie schön ist des Gluthballs siegender Tod!
Die Ränder der Wolken er röthend umloht,
Die dämmernden Höhen in Purpur er taucht,
Die schimmernden Wellen sein Kuß überhaucht . . .

Da stirbt in den Wassern die schweigende Pracht,
Der Himmel erlischt und bedeckt sich mit Nacht.

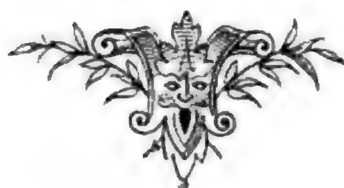
Mein Herz ist von bebender Wehmuth geschwellt:
Ich sah dort versinken — die Heimath der Welt!

VII.

Nun ist das Meer vom Eise befreit. Es plätschert am Strand,
Und wirft wieder Muscheln und Algen auf den weißen Sand.
Ich schreite zum letzten Male in des sterbenden Abends Gluth
Am Strande. Und schaue hinaus auf die stille, klare Fluth,
Auf die grünen Wasser, und zum dunklen Horizont.
Und in dem Frieden des Abends mein Herz sich sonnt.
Ein Windhauch weht kühl herüber. Der Gluthball der Sonne versinkt
Hinter schlafenden Wäldern. Mein Auge trinkt
Jenen Hauch, der die Hügel am ferneren Strande umwebt,
Der auf den stillen Wassern wie der Athem des Friedens schwebt.
Vom Dorfe her klingt eines Hundes heisres Gebell,
Und vom Meer einer Möve Schreien, scharf und hell.
Sonst ist alles lautlos. Auch das Lied verklang
Das auf der Düne ein Schiffer zum Feierabend sich sang.
Mein Auge ruht auf den Fluthen. Die Feier der Stunde nichts stört.
Selbst das Schlagen des Herzens verstummte, von Glück beschwert.
Zur Heimkehr mahnet die Stunde. Doch der Fuß nicht weichen will.
Er zaudert. Doch es nachtet. Da schreitet er landwärts still.



Inhalt.



Eine kräftige, reiche dichterische Begabung ist der Boden, welchem diese Dichtung aus Schottlands Bergen entsprossen ist. Die Arbeit ist noch nicht in jedem Theile gleichartig vollendet, in der Form stören manche Härten und die Bilder sind nicht immer eigenartig und spiegelklar, aber ein mächtiger Strom von Poesie hebt über diese Mängel den Leser bald hinweg. Die Schilderung der trotzig schönen Landschaft ist in lebendig eindringlichen Farben ausgeführt, und die Charakteristik der Menschen entspricht der Zeichnung der Landschaft, sie zeugt von tiefer Seelenkenntniß und realistischem Erfassen der Wirklichkeit. Freilich werden die Personen von dem Reichthum der Natur beinahe erdrückt, aber deckt sich nicht eben dieses Verhältniß vollständig mit unserer Auffassung von Schottland? **(Berliner Monatshefte, I, 6.)**

Das hübsch ausgestattete Büchlein ist das Werk eines jungen Schotten, der darin den landschaftlichen Reizen seiner damit so gesegneten Heimath eine Huldigung aus der Ferne darbringt. Und zwar thut er dies in einem epischen Gedichte, dem offenbar Walter Scott's lyrisch-epische Dichtungen als Muster dienten, und mit höchst beachtenswerthem Talente. Besonders für die reichen Reize der Natur hat er ein scharfes Auge und das zutreffende Wort Seine Verse sind sehr fließend geschrieben und oft wirklich wohllautend. Das die Naturschilderung auf Kosten der Charakteristik überwiegt und daß manche Kleinigkeit stört, thut dem Buche im Großen und Ganzen keinen Eintrag; und wenn wir diese Ausstellungen erheben, so geschieht es nicht, um an der erfreulichen Gabe Mackay's und an ihrem Werthe zu mäkeln, sondern nur, um den jungen Autor zu erinnern, daß ihm noch viel zu lernen übrig bleibt. Wir empfehlen das Buch auf's Wärmste und sind überzeugt, daß es Freunde und Anerkennung finden und seinen Weg machen wird.

(Neue Illustrirte Zeitung, Nr. 33, 1885.)

— — Auch das ist ein Werk der Kunst und kein Werk der Mode. Der hochbegabte jugendliche Dichter ist ein geborener Schottländer, und wenn auch seit frühesten Jahren in Deutschland erzogen und gebildet, so wallt doch sein heißes Schottenblut in leidenschaftlicher Liebe auf, gedenkt er der fernen Bergheimath, ihrer schauerlich grandiosen Szenerie, ihres phantastischen Himmels, ihrer wildwüchsigen, wetterharten, stark empfindenden Menschen. In seinen „Kindern des Hochlands" feiert der Dichter oft mit hinreißendem Schwunge ein solches Stück bald tragisch-erschütternden, bald selig-einschmeichelnden Natur- und Menschenlebens seiner ersten Heimath. Manches muthet den deutschen Leser fremdartig herb an und er seufzt unter der Wucht exotischer Namen, die in den etwas zu ausgedehnten überladenen Landschafts- und Jahrzeitsschilderungen an sein Ohr prasseln, aber das wahrhaft Dichterische hat ihn gewaltsam ergriffen und läßt ihn nimmer los. Es ist keine bequeme, aber eine lohnende Lektüre, wie ein Aufstieg in die Freiheit und Reinheit des Hochgebirgs. Das kleine Kunstwerk wäre tadellos, wenn der Dichter seine Menschen weniger als Staffage zu den überwältigenden Landschaftsbildern behandelt hätte. Die „Kinder" kommen gegen das

„Hochland" etwas zu kurz weg. Alles in Allem eine Dichtung, die uns vor der Begabung des Verfassers mit aufrichtiger Hochachtung erfüllt und uns noch die schönsten und reifsten Werke erhoffen läßt.

(Die Gesellschaft, Nr. 45, 1885.)

gibt den gleißnerischen Worten des Verführers Gehör, doch verlangt er pünktliche Zurückzahlung am nächsten Tage: er fühlt schon, daß er eine kaufmännische Unredlichkeit begangen. Nachdem Gerner das Geschäftslokal verlassen, tritt die von diesem zum Abholen bestellte Anna Hermsdorff ein. Winter hat sie zuvor schon heimlich geliebt und bei ihrem unerwarteten Anblick bricht die bisher zurückgedämmte Liebe in hellen Flammen aus. Das von ihm leidenschaftlich bestürmte Mädchen theilt ohne jegliche Mittelstufen der Annäherung die heißen Gefühle des Mannes: sie verlobt sich ihm und hält fest zu ihm, obwohl ihre Adoptivmutter und der sie im Stillen verehrende Geschäftsführer Held dringende Einwendungen erheben und die Mutter sie sogar ganz von sich stößt. Hermann Winter hat unterdessen, um ohne sittlichen Makel in seine Ehe einzutreten, seinen Theil des zurückgehaltenen Geldes dem Cassirer Gerner überbracht und dieser gibt sein Ehrenwort der richtigen Einlieferung und Eintragung. Aber er bricht sein Wort; die Unredlichkeit wird entdeckt, der Schuldige versteht es, sich rein zu brennen. Winter wird entlassen, gerade in dem Augenblick, wo er im Zusammenleben mit Anna Hermsdorff seine glückverheißende Ehe zu begründen gedenkt. Das sich für getäuscht haltende Mädchen geräth in Verzweiflung und als endlich Winter, nachdem er den Prinzipal von seiner Ehrenhaftigkeit überzeugt hat und in seine Stellung wieder eingesetzt ist, zur Geliebten mit der frohen Botschaft eilt, hat sie Gift genommen und stirbt in den Armen ihres Geliebten als Opfer der Schurkerei ihres Bruders, der, nachdem er sich entlarvt sieht, in die Ferne geflohen ist, frei von jeglicher Strafe, die der Dichter seinem bösen Gewissen überläßt. Er übernimmt also nicht das poetische Strafamt und in diesem Unterlassen liegt die Unbefriedigung des Schlusses der Tragödie, die wie manche von Shakespeare es also unterläßt, der sittlichen Weltordnung Genüge zu leisten. Ein anderer Mißgriff im Drama ist das unvermittelte gegenseitige Sichhingeben der beiden Liebenden; es geschieht so plötzlich, daß es nicht überzeugt; jeder Zuschauer würde einen solchen Seelenprozeß ungesund und abstoßend erklären, die Schauspieler aber würden vergeblich sich bemühen, ihren Charakteren das Gepräge der Wahrscheinlichkeit aufzudrücken. Mit diesen beiden Einwendungen hört aber jeder andere Tadel des Stückes auf; es enthält eine scharfe Charakteristik der handelnden Gestalten, die tragisch sehr zugespitzten, düster gefärbten Szenen sind alle in der Wirklichkeit denkbar, die Verwicklungen und Steigerungen sind nicht künstlich erzeugt, sondern ergeben sich logisch aus der fortschreitenden Handlung, die Sprache ist einfach, natürlich, schlagend, nicht ohne poetischen Schwung; ihre Fassung in Prosa eignet sich besser zur Darstellung der prosaischen Vorgänge aus dem kaufmännischen Geldverkehr, als kunstvoll geschnitzte Verse. Ueberall tritt ein unverkennbares und aufzumunterndes Talent entgegen und es ist kaum zu viel gesagt, will man den jungen Dichter in seiner Sprache, in der Charakterzeichnung, in dem scenischen Aufbau mit Hebbel in Vergleich bringen; sicher ist es, daß diese Anna Hermsdorff lebhaft an dessen „Maria Magdalene“ erinnert und an deren dramatische Grundlage, die ebenfalls das unscheinbar bürgerliche Leben und die darin

waltende Weltanschauung sind, aus denen sich aber die herbsten tragischen Conflikte herauslösen lassen, wenn nur das Auge eines rechten Dichters dafür vorhanden ist.

(Hamburger Nachrichten, Nr 32 vom 6. Februar 1886.)

In diesem echt dramatisch geschriebenen Dichtwerk begegnen wir einer bürgerlichen Tragödie, die sich durch spannende tragische Handlung, Kraft der Gedanken und lebensvolle Charakteristik der Figuren auszeichnet. Nach der Lektüre zu urtheilen, dürfte das Stück auf der Bühne in glänzender Weise die Feuerprobe bestehen und es wäre daher zu wünschen, daß eine Aufführung bald herbeigeführt wird.

(Hamburger Fremdenblatt, Nr. 12 vom 15. Januar 1886.)

Druck von H. Kutzner, München, Färbergraben 29.

Princeton University Library
32101 068361151

Digitized by Google